



WESTFALENHÜTTE

An Eickelmann
Stahls Büro

(V. H.) 87. 38. 5000.



H. 120/1959

Unsere Bilder:

Titelseite: Frühling im Revier

Zeichnung Heinz Kalisch

Nebenside: Im Kindergarten

Aus dem Inhalt:

Einzelgänger, erkenne dich selbst!
Sozialprobleme der Freizeit
Der Mutter Los
Ruhrfestspiele 1959
Kranführer mit „Diplom“
Investieren ... heißt die Zukunft sichern
Freizeitfreude leiht uns Flügel
50 Jahre Franz Koll
50 Jahre August Wollers
Geschäftsbericht
Unsere Ehrentafel
Unsere offene Tür
Verbesserungsvorschlag
Unsere Angestelltenvertreter
Wir kommentieren und glossieren
Technik und Produktion
Neue Bücher der Büchergilde
Wohnungstausch
Für die Frau
Unser Modetip
Blick in die Presse
Unser Briefkasten
Für unsere Schachfreunde
Berlin
Unser Rätsel
Kurz gelacht
Der Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Hoischen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen



Einzelgänger,

erkenne dich selbst!

„Was hältst du von dem Neuen?“ Das fragen sich die Kollegen immer einmal in der ersten Zeit, da ein Neuer oder eine Neue nun mit ihnen zusammenarbeiten soll. „Ach der, mit dem kann man kein vernünftiges Wort reden, bei dem wird man nicht warm“, ist dann so eine Antwort über „ihn“, und von „ihr“ heißt es vielleicht: „Hör mir auf mit der, die redet wie ein Wasserfall und nur über sich!“ Muß man noch erwähnen, daß solche Neulinge nicht beliebt sind und auch nicht ins Betriebsklima hineinpassen?

Warum mag mich keiner leiden?

So wird sich der beklagenswerte Einzelgänger wohl schon oftmals gefragt haben. Und dabei macht er doch immer wieder verzweifelte Anstrengungen, mit seinen Arbeitskameraden, Nachbarn und Bekannten guten Kontakt zu bekommen, ja, ihre Freundschaft zu erwerben. Er sucht direkt Anschluß und Freundschaft und ist sehr unglücklich darüber, weil er nicht über die Trennmauer zum andern hinwegkommt. Trotz all seiner Versuche ist und bleibt er ein Sonderling, ein Einzelgänger, den die andern meiden und nicht beachten.

Kein Wunder, daß sich diese „Zurückgestoßenen“ zu Menschenhassern entwickeln. Sie überlegen sich ganz einfach: Ich bin doch kein schlechter Mensch, den man verachten muß. Ich versuche doch mit allen Mitteln Freunde zu gewinnen und Frieden zu halten. Aber da sieht man es wieder, die Menschheit ist doch schlecht, sie will einfach das Gute in mir nicht sehen.

Ganz falsch überlegt, Herr Einzelgänger! Schade, daß wir Sie nicht einmal filmen können, wenn Sie mit den Mitmenschen reden, Sie würden ein blaues Wunder erleben. In Amerika haben die Psychologen den Einzelgängern so „einen Spiegel vor Augen gehalten“, der ihnen ganz klar erzählte — seht ihr, es liegt nur an euch, daß euch keiner mag. Schaut euch nur eure langweiligen Gesichter an, wenn ihr einem interessanten Gespräch zuhört. Nach eurer Meinung hat euch die Unterhal-

tung gefallen, und ihr habt doch recht teilnahmsvoll zugehört. Aber das konnten die andern beim besten Willen nicht aus euren starren Gesichtern herauslesen. Wundert ihr euch nun?

Und dann habt ihr auch etwas zu der munteren Unterhaltung beigesteuert, euch hat das viel Freude gemacht. Doch wenn ihr wieder den Film sehen könntet — ihr würdet erschrecken über eure verkrampften Gesichter. Jeder, der euch so sieht, wird sagen: Der hatsich gezwungen, eine stinklangweilige Geschichte zu erzählen. Und wie habt ihr euch doch gefreut? — Aber da haben wir es: Ihr habt einfach nicht daran gedacht, den Ausdruck der Freude in euer Verhalten und in eure Stimme hineinzulegen, und deshalb konnte auch niemand etwas davon merken. Jeder denkt darum von euch: Dem ist das hier langweilig, der kann sich gar nicht mit uns freuen, den müssen wir in Ruhe lassen.

Mut haben, den Fehler bei sich zu suchen

Zugegeben, es ist oft bitter, wenn man erkennen muß: Der Fehler liegt einzig und allein bei mir selber. Doch damit hat man auch gleich den Schlüssel zum Bessermachen in der Hand. Anfängen hat es mit einer vielleicht angeborenen Schüchternheit, sie kann aber auch anerzogen sein. Ein schüchterner Mensch kann sich nicht natürlich geben, die andern merken das und halten sich zurück. Je mehr sie das nun tun, desto schüchterner wird der Bedauernswerte, und desto mehr zieht er sich selbst in die Einsamkeit zurück, der Einzelgänger wider Willen ist fertig. Verfügt er noch über ein lebhaftes Temperament, so versucht er wieder Anschluß zu bekommen durch eine Aufdringlichkeit, die die andern wiederum abstößt, weil sie merken, sie ist unnatürlich, verkrampft. Andauernder Redefluß über die eigenen Vorzüge oder Kränkeleien jagen auch den geduldigsten Zuhörer bald in die Flucht. Ergebnis für den Einzelgänger: Verbitterung.

Heraus kommt er wieder durch ein wenig Selbstzucht. Der Redselige muß sich zurückhalten, und der Zurückhaltende soll mitreden, wenn es angebracht ist und man es von ihm auch einmal erwartet, aber er soll dabei zeigen, wie er es meint. Man muß ihm die Freude oder die Anteilnahme anmerken. Falsch wäre es wiederum, das neue Verhalten zu übersteigern, denn es fällt auf, wenn der Redselige plötzlich überhaupt nichts mehr sagt und der Schweigsame jetzt fast zu oft „dazwischenmeckert“. Am besten ist es, fürs erste einmal den stillen Beobachter zu spielen.

Ja, und da hören wir eines Tages in einer Unterhaltung, daß unser Arbeitskollege Huber ein begeisterter Mozartanhänger ist. Das merken wir uns mal und können ihm eines Tages vielleicht einen Tip geben, daß morgen im UKW Sowieso der „Figaro“ zu hören ist. Das hat er noch nicht gewußt. Wird er sich nicht darüber freuen? Und sagte nicht eben Fräulein Weber, sie wisse noch nicht, wohin sie zum Wintersport fahren solle? Auch sie wird froh sein, wenn wir einen guten Rat geben können. Jeder hat ein Lieblingsthema oder ein Hobby, und das ist durch Zuhören und Beobachten leicht zu ergründen. Hier sind unsere Ansatzpunkte, hier finden wir behutsam den Weg zum Verstehen und zum Herzen des andern. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, heißt es seit eh und je, aber kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten gewinnen auch Freundschaft.

Dann wird es eines Tages nicht mehr sein, daß man Herrn Einzelgänger sagt: „Sie scheinen heute schlecht gelaunt zu sein“, wenn er selbst in bester Laune ist. Die Kollegen werden ihn als lieben Freund in ihren Kreis aufnehmen, und er ist glücklich über ihr neues Urteil: „Menschenskind, der Meier ist gar nicht der sture Apostel, für den wir ihn bis jetzt gehalten haben, na, und erst das Fräulein Schulze, mit dem kann man sich ganz vorzüglich unterhalten.“

Sozialprobleme der Freizeit

Zu den großen Fragen, die jeden kritischen Betrachter unseres Zeitalters bewegen oder doch bewegen sollten, ist heute ein neues Problem hinzugekommen: die freie Zeit. Nach der Arbeitsvergötzung im autoritären Staat, nach dem Proletkult des Kommunismus stehen wir an einer Wendemarke der Sozialgeschichte: Der arbeitende Mensch verfügt heute im Durchschnitt über mehr Freizeit als jemals zuvor.

Daß darin überhaupt ein Problem liegt, mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen. Aber Tatsache ist, daß die vermehrte Freizeit die verschiedenartigsten Ansichten und Aussichten herausfordert: Die einen erwarten von ihr hoffnungsfroh ein humanes Gegengewicht gegen die Entpersönlichung der sachlichen Arbeitswelt, die anderen befürchten eine zunehmende innere Leere des Menschen durch den Terror des Konsumzwangs und des Vergnügungsrummels. Die einen glauben, das Freizeitverhalten der Masse werde sich schon von selbst zurechtlaufen und eine kulturelle Blütezeit sondergleichen mit sich bringen, die anderen sehen das Gespenst des richtungs- und hilflosen Freizeitpießers, der möglichst „von oben“ ans Gängelband genommen werden muß, damit er nicht auf dumme Gedanken kommt.

Was ist Wahrheit? Wir brauchen zunächst eine

nüchterne Bestandsaufnahme.

Der Begriff der Freizeit ist eine Funktion der industriellen Gesellschaft. In früheren

Jahrhunderten, als die Muße den kulturtragenden Oberschichten vorbehalten war und den arbeitenden Klassen am knapp bemessenen Feierabend gerade genug Atemluft und Schlaf zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft blieb, da war dieser Begriff nicht bekannt; er war weder beim Bau der Pyramiden noch bei der Dreifelderwirtschaft in Geltung. Er entstand erst, als das Leben des Menschen aufgespalten wurde in Heimwelt und Arbeitswelt, als Wohn- und Arbeitsstelle auch örtlich auseinanderfielen und die Berufe sich spezialisierten — kurzum, als der bauerliche Lebensrhythmus in seiner Einheitlichkeit verschwand und ersetzt wurde durch die modernen arbeitsteiligen Produktionsformen. Und dann war noch ein weiter Weg von den ersten englischen Gesetzen, die um Mitte des 19. Jahrhunderts erstmals Arbeitszeitregelungen für die Textilindustrie mit 10—12 Stunden täglich enthielten, und den preußischen Regulativen von 1853, die für Jugendliche die Höchstarbeitszeit auf 10 Stunden täglich festsetzten, bis zur modernen Viertagewoche, die in Amerika bereits heraufdämmert.

Weil die Freizeit eng mit der Gesellschaftsform zusammenhängt und ihrerseits

gesellschaftsbildende Kräfte

entwickelt — wir werden davon noch sprechen —, darum verdient sie auch mehr in sozialer als in privater Hinsicht unser Interesse. Wir wollen hier nicht näher erörtern, wieviel Schlaf der einzelne Mensch braucht, wieviel Zeit er zum Essen und Ankleiden benötigt, und wann er seine Zigaretten rauchen kann. Freizeit im Sinne einer sozialen Fragestellung ergibt sich nicht durch Subtraktion der Arbeitszeit und der Nachtruhe von den 24 Stunden des Tages. Sie ist auch nicht schlechthin die Spanne, die dem Menschen zwar eine Unterbrechung des Arbeitsrhythmus gestattet, ihn aber nicht wesentlich von seinen beruflichen Pflichten entfernt — etwa die Pausen, der Hin- und Rückweg zur Arbeitsstelle, der Zeitaufwand für Besorgungen und Körperpflege. Echte Freizeit ist der Raum, der dem Menschen zur autonomen Verfügung bleibt, der von ihm nach eigenen Wünschen — wenn auch oft von anonymen

Mächten gesteuert — disponiert werden kann. Nur in diesem Zeitraum, der — über die flüchtige Pause hinaus — Zusammenhang und eine gewisse Dauer voraussetzt, besteht die Chance zur

Persönlichkeits- und Gruppenformung,

zum sozialen Kontakt ebenso wie zur sozialen Isolierung. Wer so die Freizeit in ihrem Öffentlichkeitscharakter betrachten will, der fragt nach dem Bild einer neuen Gesellschaft.

Die Differenzierung der Erzeugungsformen brachte es mit sich, daß der moralische Wert der Arbeit nicht mehr auf allen Produktionsstufen als gleichmäßig angesehen wurde. Während in der alten ständischen Gesellschaft mindestens der Idee nach die Arbeit jedes Standes als gleichwertig galt, so änderte sich das im Industriezeitalter. Die arbeitsteilige Fließbandproduktion ließ den einzelnen nur noch mechanische Funktionen, aber kein Schöpfungserlebnis mehr empfinden. Von einer inneren Befriedigung durch die Arbeit konnte bei der Masse der Werktätigen keine Rede mehr sein. So entstand erstmals bei diesen Schichten die Forderung nach der Freizeit, die es gestatten würde, außerhalb der Arbeitswelt „Mensch“ zu sein. Bei den Inhabern leitender Funktionen, bei Managern und Intelligenzlern konnte ein solches Bedürfnis nicht so elementar aufkommen, weil ihre Tätigkeit übersehbar blieb, mehr Kunst war als Handwerk, weil sie Befriedigung bot und so die Chance gab, „Mensch“ auch innerhalb der Arbeitswelt zu bleiben.

Aus diesen Ursprüngen erklärt sich die seltsame

Umkehrung der Klassenpyramide

— von der Freizeit her gesehen —, die wir heute feststellen können: Die Industriearbeiter verfügen heute über einen größeren Freizeitraum als die Manager und die sogenannten Geistesschaffenden. Je höher wir in dieser Pyramide steigen — dorthin, wo früher die schöpferische Muße am reichlichsten gegeben war —, desto mehr sehen wir dort heute die „angina temporis“, das völlige Fehlen des Freizeitraumes. Je größer hier die Verantwortung wird, desto geringer wird die Freizeit. Es bleibt schließlich zwar noch die freie Einteilung, die Disposition der nicht termingebundenen Arbeit, aber diese Arbeit selbst hat ein Quantum erreicht, daß im Ergebnis ein Herauswirtschaften von Freizeit nicht mehr zuläßt. So kommt es zur tragischen Erscheinung des Managers aller Sparten, der „immer im Dienst“ ist.

Wir sehen das allenthalben. Der

Tageslauf eines Betriebsleiters

oder Direktors in der Wirtschaft ist verplant von der ersten bis zur letzten



Minute, und sein Urlaub dient sehr oft nicht der Muße, sondern der „Überholung“ — schreckliches Wort — in einem Sanatorium. Der Universitätsprofessor, dessen Amt früher in erster Linie der Forschung gewidmet war, steht in der Gefahr, zum Seminarpauker herabzusinken und in der Durchsicht von Klausurarbeiten zu erstickten. Der Arzt, der seine Kassenscheine zum Lebensunterhalt sammeln und täglich bis zu 80 Patienten



mehr abfertigen als behandeln muß, ist in keiner besseren Lage. Die Richter und höheren Beamten ertrinken — trotz laufender Personalvermehrung — in einer Flut neuer komplizierter Lebenssachverhalte, deren Bewältigung von ihnen verlangt wird. Sie alle werden mehr und mehr zu Funktionären, die auf ihrem begrenzten Teilgebiet spezialisiert sind und selten über die Zäune ihres Fachwissens hinaussehen. Und damit geraten sie unversehens in die grundsätzlich gleiche Lage, in der sich die Fließbandarbeiter vor dem Aufkommen der Fünftagewoche befanden: Auch sie verlieren das Glück der universalen Stoffbewältigung, auch ihnen entgeht die Möglichkeit, innerhalb der Arbeitswelt Mensch zu sein — während ihnen ein Freizeitraum, wie das moderne Arbeitsbürgertum ihn erreicht hat, außerhalb dieser Welt nicht zur Verfügung steht.

Man wird diesen gesellschaftlichen Tatbestand ohne Ressentiment sehen müssen. Wenn es — wie der amerikanische Soziologe Veblen kurz vor der Jahrhundertwende behauptet hat — richtig ist, daß die Oberklasse einer Gesellschaft erkennbar wird durch auffällige, zur Schau gestellte Enthaltung von lebensnotwendiger Arbeit, dann ist die

radikale Umstülpung unserer Klassenstruktur

jedenfalls nicht mehr zu leugnen. Und wenn es weiter richtig ist, daß die Muße die Grundlage aller Kultur ist — wofür gewichtige Beispiele vom alten Griechenland bis zum Barockzeitalter zeugen —,

dann wird die entscheidende Rolle deutlich, die dem modernen Arbeitsbürgertum als neuer, fast die gesamte Bevölkerung umfassender Mußeklasse zukommen kann. Welche sozialen und kulturellen Impulse sind heute bereits in dieser neuen Klasse zu verzeichnen? Ein Blick in die Wiege der modernen Freizeitgesellschaft, der Vereinigten Staaten, kann uns Vergleichsmöglichkeiten und Anhaltspunkte geben. Fünf wesentliche, vom Freizeitraum abhängige Entwicklungstendenzen möchte ich hervorheben: die Änderung der Siedlungsstruktur, neuartige soziale Kontakte, die führende soziale Rolle der Frau, den Lebensoptimismus des alternden Menschen und schließlich — in kultureller Hinsicht — einen volkstümlichen

„Flirt mit den Musen“,

der sich allerdings noch nicht zu einer nationalen Passion verdichtet hat.

Wir sehen also zunächst, daß die vermehrte Freizeit es breiteren Schichten gestattet, in den „suburbs“, den Vorstädten, zu wohnen. Man gründet außerhalb der großen Geschäftszentren sein Eigenheim, das man morgens verläßt, um zur Arbeit zu fahren. Im Verlauf von 25 Jahren sind rund 40 Millionen Amerikaner aufs Land gezogen. Der neue Lebensmittelpunkt schafft allein in räumlicher Hinsicht eine deutliche Kluft zwischen Arbeit und Freizeit. Der Zeitverlust durch verlängerte Arbeitswege fällt nicht mehr ins Gewicht; man hat ja Zeit, und der Verlust wird ausgeglichen durch das Bewußtsein, ein ländlich-gesundes Leben zu führen. So verwirklicht Amerika zunehmend die geheime nationale Sehnsucht, in die Blockhütte zurückzukehren, von der die Pioniere einst ausgezogen sind. Auch in anderer Hinsicht sucht man den Urvätern gleizukommen und wie sie autark zu werden: Die Erhöhung der handwerklichen Lohnkosten hat die „Do it yourself“-Bewegung hervorgerufen. Man hat nicht nur Lust, sondern auch Zeit, kleinere und größere Reparaturen in Haus und Garten selbst auszuführen. Man streicht seinen Zaun, bringt die Lichtleitung in Ordnung und verzichtet auf den Klempner, den man — schon wegen des weiten Anfahrtsweges — hoch bezahlen müßte.

Die Abkehr von der anonymen Mietskaserne

hat auch zu andersartigen gesellschaftlichen Bindungen geführt: Man hat sich von der Masse ab- und engeren Gemeinschaften auf nachbarlicher Basis zugewandt. Wie die Arbeit weitgehend vom „teamwork“ bestimmt wird, so ist der Freizeitmensch Glied einer kleinen, lockeren, überschaubaren Gruppe geworden. Die Siedlungsform „im Grünen“ erzeugt unverbindlichen, aber hilfswilligen Ver-

kehr von Haus zu Haus und nachbarlichen Austausch. Man hat freilich auch Zeit genug, in diesem sozialen Kreis nicht zu erstarren und sich weiteren Kontakt-Erlebnissen zuzuwenden. Rund 80 Millionen amerikanische Touristen haben im letzten Jahr ihren Kontinent durchreist und dafür insgesamt 17 Milliarden Dollar ausgegeben.

Trotz dieser Reiselust — auch einem früher typischen Oberklassenvergnügen — ist der Rückzug des amerikanischen Menschen auf die kleinen Gemeinschaften unverkennbar. Von der vermehrten Freizeit profitiert die Familie, und davon profitiert vor allem die Frau. Man kann von einer neuen Periode der Domestizierung, der Verhäuslichung, ja Zähmung des amerikanischen Mannes sprechen. Es wäre überspitzt, zu sagen, er dürfe nur noch Geld abliefern und habe

zu Hause den Mund zu halten.

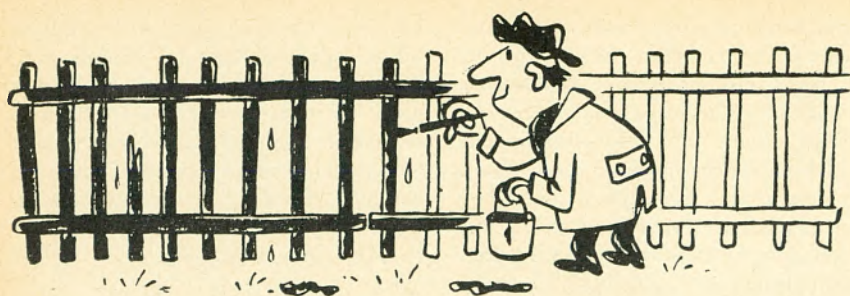
Aber er ist durch die Freizeit und ihre Folgen — die häuslichen Dienstleistungen und das Fernsehen als Heimkino — in einem bisher nie gekannten Ausmaß an den häuslichen Herd gefesselt worden, und im Familienkreis regiert die Frau, die nun wesentlich den Stil, die Tätigkeits- und Verbrauchsgewohnheiten der Freizeitgesellschaft bestimmt.

Da der Wert des Menschen in der Freizeitgesellschaft nicht mehr allein in seinem Verhältnis zur Arbeit gesehen wird, ist das Leben des alternden Menschen in Amerika interessanter, ja, wohl schöner geworden. Der Pensionär — ebenso wie die Großmutter — wird nicht mehr zum alten Eisen geworfen und sozial ausrangiert; vielmehr bleibt er in lebendigem Kontakt zur nachwachsenden Generation, macht vom Konsumangebot der Freizeitindustrien fast ebenso regen Gebrauch wie der Teenager, ist erstaunlich reiselustig und entwickelt auch beachtliche aktive Interessen. Eine Erscheinung wie die Amateurmalerin Grandma Moses ist zwar noch nicht typisch, aber doch schon symbolisch geworden.

Mit besonderer Aufmerksamkeit wird man das allgemeine Wachstum der kulturellen Interessen und Bedürfnisse in der amerikanischen Freizeitgesellschaft verfolgen müssen. Es handelt sich dabei nicht nur um oberflächlichen Konsum, sondern um eine durchaus ernst zu nehmende

Hebung des allgemeinen Bildungs- und Geschmacksniveaus.

Das ist vorwiegend dem Einfluß des Fernsehens und des Rundfunks, aber auch der Literatur zuzuschreiben. Wenn gleich die Zahl der wirklich schöpferischen Begabungen in jeder Gesellschaft



begrenzt ist, so bedarf das Talent doch einer gewissen Schicht von Menschen, die ihre Augen, Ohren und Geldbörsen geöffnet halten, die Anregungen schaffen und Wünsche äußern — vom Mäzenatentum der unmittelbaren Auftraggeber ganz zu schweigen. In diesem Sinne ist das Umweltklima für die Musen heute in Amerika extrem günstig.

Dies also sind einige Kennzeichen einer fortgeschrittenen Freizeitgesellschaft, deren Entwicklungsstand wir in Deutschland noch keineswegs erreicht haben. Ob die Entwicklung bei uns einen gleichen Verlauf nehmen wird, kann niemand prophezeien. Aber das amerikanische Modell bietet uns Maßstäbe, die wir an unsere Verhältnisse anlegen können.

So ist eine

Anderung der Wohnstruktur

auch bei uns schon erkennbar. Sie wird vorgezeichnet durch die modernen Schlagwörter „Grüngürtel“ und „Trabanten-siedlung“. Schon wohnen zahlreiche Berufstätige in bewusster Entfernung von ihrer Arbeitsstelle in modernen, aufge-lockerten Siedlungen, so in den Grüngürteln von Marl, Leverkusen, Salzgitter und Hamburg. Der Sog der Großstadt hat abgenommen — auch bei uns drängen die Menschen aufs Land, weil die Arbeit sie nicht mehr mit Haut und Haaren auffrisst. Projekte der Satelliten- oder Trabantenstädte — ich nenne nur die Sennestadt vor den Toren von Bielefeld — sind nicht bloß Anliegen der Baumeister und Architekten, sondern sie werden auch gesellschaftliche Wandlungen mit sich bringen. Welcher Art sie sind, ist noch völlig offen.

Es kann, wie in Amerika, zu einem

Rückzug auf die Familie

und die nachbarliche Kleingemeinschaft kommen — Ansätze dazu bestanden schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit, als die Familie sich selbst neu begriff als eine Kampf- und Leistungsgemeinschaft, die sich einigelte und selbstgenügsam wurde. Jetzt schon hat der weitgehend arbeitsfreie Samstag dazu geführt, daß alle nach außen gerichtete Freizeit-tätigkeit an diesem Tag praktiziert wird — der Samstag ist zum Aus-

gehtag geworden — und daß der Sonntag fast wie zur Biedermeierzeit als Tag der Familie gilt. Daneben besteht freilich die Gefahr, daß die Trabantensiedlung — vor allem, wenn sie Werks-siedlung ist — während der Arbeitswoche

zu einer reinen Frauenstadt

wird mit all den Schwierigkeiten, die das enge Zusammenleben von Frauen in geschlossener Gesellschaft mit sich bringt. Wenn die Frau, soweit sie nicht selbst berufstätig ist, nunmehr von den Arbeitszentralen räumlich isoliert und zur Fortbewegung auf das Fahrzeug ihres Mannes angewiesen wird, so bleiben ihr tagsüber nur die Kontakte mit ihresgleichen und mit den Kindern — im übrigen aber das nervöse oder apathische Warten auf die Heimkehr des Mannes.

Dadurch kann Unzufriedenheit entstehen, Mißbehagen an der Existenz und an der Kultur, vor allem sozialer Neid infolge ständiger Selbstbespiegelung und Vergleiche mit der Situation des Nachbarn, den man in allen privaten Lebensäußerungen stets vor Augen hat. In Schweden, wo man diese Probleme bereits kennt, ist kürzlich ein Roman „In Frauenstadt“ erschienen, der ziemlich pessimistische Aussichten eröffnet. Die Autorin, Katarina Paulsson, schreibt über das Leben dieser Frauen: „Ihr Tag ist eine ewige Dreiecks-wanderung zwischen Mietshaus, Schnell-einkauf und Kinderspielplatz. Die Frauen trotten durch ihr Dasein, fühlen sich vergessen vom Leben, isoliert von ihren Männern und der Welt der berufstätigen Frauen.“ In Schweden hat man auch festgestellt, daß die unausgefüllte Existenz und die menschliche Reibung in den Trabantenstädten häufiger zu Neurosen und Kreislaufstörungen führen als der Berufskampf in der Großstadt.

Die Zümmung des Mannes,

die wir in Amerika festgestellt haben, ist bei uns jedenfalls noch nicht sehr weit fortgeschritten. Zwar werden Festlichkeiten und Tanzvergnügen weniger außerhalb des Hauses besucht, als vielmehr privat in der Wohnung selbst veranstaltet; auch sind der erhöhte Flaschenbierkonsum und die stürmisch empor-schnellenden Verkaufsziffern der Fernseh-

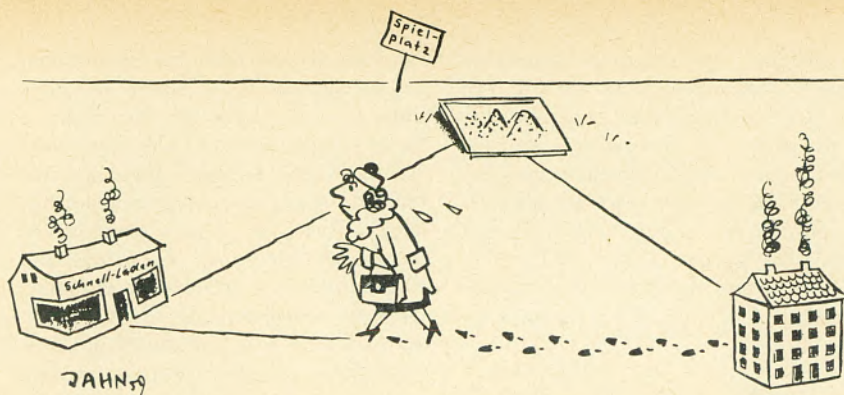
industrie gewiß auf weiblichen Einfluß zurückzuführen — es ist den Frauen gelungen, die Männer stärker ans Haus zu binden. Aber eine Do it yourself-Bewegung, entsprechend dem amerikanischen Modell, steckt bei uns doch noch in den Kinderschuhen. Die Frauen scheinen auch selbst nicht zu glauben, daß sie in dieser Hinsicht große Erfolge erzielen könnten. Vielfach wird bei ihnen die simple Ansicht vertreten, daß der Mann, wenn er nicht arbeiten müsse, ihnen nur beim Reinemachen im Wege stehe und den Kochtopf kontrolliere. Bei einer Meinungsumfrage der Hüttenwerke in Salzgitter haben immerhin 14% der Ehefrauen von Belegschaftsmitgliedern erklärt, daß ihnen eine Arbeitszeitverkürzung gleichgültig sei oder sogar von ihnen abgelehnt werde. Ob sie mit ihrer Skepsis recht haben, wird nur die Zukunft ergeben können. Im Augenblick scheinen die Frauen hierzulande weder in privater noch in sozialer Hinsicht von der vermehrten Freizeit sonderlich zu profitieren. Da bei uns aber noch alles in Fluß ist, wollen wir sehen, wie denn heute praktisch

der Freizeitraum ausgefüllt

wird. Es hat an Untersuchungen zu dieser Frage in den letzten Jahren nicht gefehlt, so daß wir einigermaßen Bescheid wissen. Wenn ich hier die besonders gründliche Umfrage von Günther Kieslich in der ländlichen Industriestadt Marl zugrunde lege, so soll das geschehen, weil sie — trotz einiger Besonderheiten, die sich aus der Kürze der Arbeitswege und einem besonders intensiven Kultur-leben ergeben — doch als weitgehend repräsentativ für die Bundesrepublik gelten kann.

Diese 1956 unter dem Titel „Freizeitgestaltung in der Industriestadt“ veröffentlichte Umfrage bestätigt die besonders günstige Freizeitlage der Industriearbeiter und die relative Benachteiligung der selbständigen Geschäftsleute und ihrer Angestellten, der Handwerker, insbesondere aber der Frauen. Während 75% der Geschäftsleute und Handwerker, 40% der Beamten und Angestellten angaben, in der Woche vor der Befragung Überstunden geleistet zu haben, waren es bei den Arbeitern nur 20%. Allerdings war nach

doppelberuflicher und „schwarzer“ Arbeit aus begreiflichen Gründen nicht gefragt worden. Von allen befragten Männern hatten nur 14% am letzten Sonntag gearbeitet. 20% gehen auch am Werktag später als 24 Uhr zu Bett, was nicht auf unmäßige Arbeitsermüdung schließen läßt. Die Jugendlichen sind in ihrer Freizeit meist schlechtergestellt als die Erwachsenen; sie überschreiten — seltener



freiwillig als gezwungen — sehr oft die gesetzlichen Arbeitszeiten. Nach einer Untersuchung, die in mehreren Bundesländern durchgeführt wurde, hat nur die Hälfte der Jugendlichen eine tägliche Arbeitszeit bis zu 8 Stunden; dies sind vor allem die Lehrlinge und Jungarbeiter im industriellen Großbetrieb. Aber die andere Hälfte, vor allem in der Landwirtschaft, muß diese Grenze oft erheblich überschreiten. Am schlechtesten stehen die Hausfrauen, wenn sie zugleich berufstätig sind. Ihre Arbeitsüberlastung in einem durchschnittlichen 14-Stunden-Tag ist ein sehr ernstes soziales Problem. In jüngeren Jahren sind die berufstätigen Frauen erheblich durch Überstunden belastet, und nach der Heirat haben sie meist keinen zureichenden Urlaub; während ihres Urlaubs arbeiten sie zu etwa 70% im Haushalt weiter.

Diese Umrissse begrenzen in groben Zügen das Feld, das

„Freizeit-Millionäre“ und „Freizeit-Habenichtse“

gestalten können.

Bei den praktizierten Freizeit-Tätigkeiten unterscheidet die Soziologie die sogenannten „harten“ und „weichen“ Beschäftigungen, die man etwa mit den Schlagwörtern „Hobby“ einerseits und „Konsum“ andererseits gleichsetzen kann. Das „Hobby“ entspringt einer stark ausgeprägten Interessenrichtung, die in der Freizeit aktiviert und mit Ausdauer betrieben wird, also etwa Basteln, Tierzucht, handwerkliche oder künstlerische Betätigung. Demgegenüber entsteht der „Konsum“ aus einer mehr oder weniger wahllosen Verbraucherhaltung, die von der Freizeitindustrie angeregt und befriedigt wird. In diesen Bereich fallen Kino, Fernsehen, Rundfunk, Illustrierte sowie auch — soweit sie sich nicht zum Hobby verdichten — Motorisierung und Reisen. Hobby- und Konsumhaltung mögen bei modernen Freizeitmenschen oft zusammenfallen;

das aktive Hobby

wird aber — seiner Natur entsprechend — wohl nur von einer Minderheit gepflegt, die sich gleichzeitig auch noch für den Konsum offenhält.

Daß die Konsumhaltung heute noch weitgehend das Freizeitverhalten bestimmt, wird man den Menschen unserer Tage nicht so sehr verübeln dürfen. Es ist allerdings schon Mode geworden, auf den Terror der Freizeitindustrie zu schimpfen, die den Menschen durch flüchtige, stets wechselnde Reize anlocke und verführe. Aber dabei ist eines zu bedenken: Der Konsum eignet sich schon für kurze Arbeitsunterbrechungen, ja sogar für Pausen im technischen Sinn, während die echte Liebhaberei eine zusammenhängende Freizeit von einiger Quantität notwendig voraussetzt. Man kann in arbeitsfreien Stunden Illustrierte lesen, ins Kino gehen und Boxkämpfe ansehen, aber für eine ernsthafte Beschäftigung etwa mit moderner Kunst oder gar für eigenschöpferische Tätigkeit wird kaum der einzelne werktägliche Feierabend ausreichen — das sind Gebiete, auf denen man, schlicht gesagt, „dranbleiben“ muß. Jedenfalls erfordert es sehr viel mehr Energie, wenn man sein Hobby immer wieder unterbrechen und später fortsetzen muß, als wenn man einen größeren Zeitraum für Planung und Ausführung ungestört zur Verfügung hat.

Dieser größere Zeitraum muß und kann mindestens

das verlängerte Wochenende

sein — und je länger es wird, desto größer werden automatisch die Chancen für die Pflege der Hobbys. Daran sollten diejenigen Schwarzseher denken, die dem Volk pauschal die sittliche Reife

für eine vermehrte Freizeit absprechen wollen! So hat sich auch in Marl gezeigt, daß der Feierabend an Werktagen mehr mit allgemeiner Entspannung als mit zweckgerichteter Tätigkeit verbracht wird und daß während dieser Zeit die ausdrücklich genannten Liebhabereien nicht mit dem praktisch geübten Freizeitverhalten übereinstimmen. Am Samstag, der von einem Drittel der Befragten außer Haus verbracht wird, sind die Freizeitbeschäftigungen schon wesentlich vielfältiger als am Werktag; der Konsum überwiegt zwar noch, aber das Hobby dringt vor.

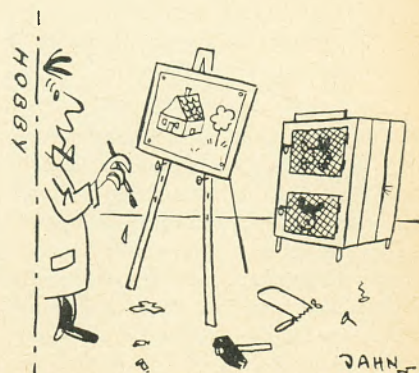
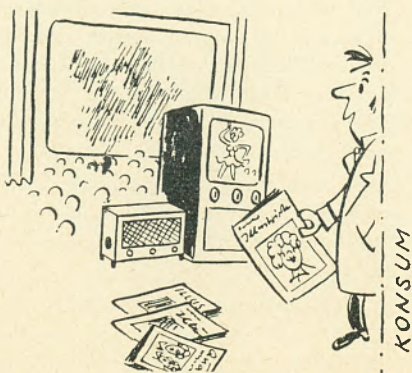
An der Spitze der in Marl genannten Liebhabereien liegt der Sport mit 24%; freilich meint die Mehrheit der Befragten damit den passiven Besuch und nicht die aktive Teilnahme, womit das Hobby schon weitgehend in den Konsum absinkt. Die vermehrte Freizeit scheint auch das

Vereinsleben zu fördern,

und damit — vor allem in Siedler-, Schützen- und Tierzuchtvereinen — neuartige Gruppenkontakte wie in Amerika zu erschließen. Hand- und Hausarbeit wird ganz überwiegend von Frauen als bevorzugte Freizeittätigkeit genannt — die Do it yourself-Bewegung hat eben bei den Männern noch keinen starken Anklang gefunden; sie nennen zwar die traditionelle Gartenarbeit zu 12%, aber das Basteln nur mit 4% als Hobby. Mit 10% folgt die Lektüre, mit 9% die Tierzucht. Spaziergänge werden zu 7%, Musizieren, Singen und Spiele zu je 6% genannt. Der Rest von 13% verteilt sich auf Fotografieren, Tanzen, Reisen, Sammeln, Malen, Kino, Toto, Rauchen, Mode und Fortbildung.

Im einzelnen wäre hier zu sagen, daß die Fortbildung offenbar noch nicht das Anliegen breiter Schichten ist, aber in bestimmten kleinen Gruppen und von Einzelgängern so intensiv geübt wird, daß sie wegen des engen Berufszusammenhangs schon keine echte Freizeittätigkeit mehr zu sein scheint.

Nun wird man ein Hobby sicherlich nicht nur deshalb moralisch abwerten können,



weil es allzu berufsbezogen ist. Denn selbst Überstunden oder doppelberufliche Tätigkeit, die ein Arbeiter ohne Verpflichtung hierzu in seiner Freizeit leistet, können durchaus der

Selbstbestätigung und Entfaltung

seiner Persönlichkeit dienen, weil er insoweit eben freiwillig seine Zeit einteilt und eigengesetzlich nach seinen Wünschen disponiert. Aber sozial und kulturell wertvoller ist doch wohl ein Hobby, das den Arbeitstrott unterbricht, das in einer gewissen gegensätzlich-polaren Spannung zum Brotberuf steht, dadurch den inneren Menschen erhöht und so auch wieder der Umwelt zugute kommt. Ein solcher Freizeitstil würde sich andererseits von der Konsumhaltung dadurch abgrenzen, daß er weniger der Entspannung als vielmehr der Umspannung dient — ein Ziel, das die öffentliche und private Freizeitpädagogik ja schon seit Jahrzehnten, lange vor Anbruch der Fünftagewoche, anstrebt.

Gewiß stehen

die Konsumreize

der Freizeitindustrie diesem Ziel häufig im Wege, zumal eine gewisse Wahlllosigkeit der Konsumenten hier unverkennbar ist. In Marl lesen 71 % der Befragten regelmäßig Zeitung, aber es handelt sich vorwiegend jeweils um ein bestimmtes Blatt, auf das man zufällig abonniert ist — es sind Heimatzeitungen, deren politische Richtung die Hälfte aller Leser nicht kennt. Überregionale große Blätter, wie „Frankfurter Allgemeine“ und „Die Welt“, werden nur von 2 % gelesen. 43 % der Zeitungsleser konsumieren nebenbei Illustrierte und Boulevardblätter. Beim Kinobesuch liegen die Arbeiter, insbesondere die Bergleute, an der Spitze; ihr unregelmäßiger Schichtbetrieb zerhackt ihre Freizeit in ebenso unregelmäßige Intervalle, die eben vorwiegend nur vom Konsum ausgefüllt werden können. Sie haben — besonders die jüngeren — meist ihr Stammkino, von dem sie unterschiedslos ihre Kost bei jedem Programmwechsel beziehen. Echte Wahlentscheidungen sind bei ihnen, wie auch bei den sehr kinofreudigen berufstätigen Frauen, kaum erkennbar.

Der Rundfunk hat für mindestens 11 % der Befragten, die am Vortrag

„nicht genau hingehört“

hatten, eine reine Berieselungsfunktion. Bei den bevorzugten Sendungen liegt die leichte bunte Unterhaltung eindeutig vorn mit 38 % aller Nennungen; beim Fernsehen ist es der Sport mit 33 %, während belehrende Sendungen, Hörspiele, Politik und klassische Musik weit hinten rangieren. Bei der Buchlektüre ist es nicht viel anders, obwohl hier die sogenannten

„Sachbücher“, aus denen man ohne besondere Anspannung eine oberflächliche Kenntnis historischer oder zeitgenössischer Probleme und Zusammenhänge gewinnen kann, in den letzten Jahren modern geworden sind und eine gewisse Rolle spielen; als Beispiel sei nur der phantastische Erfolg des Wälzers „Götter, Gräber und Gelehrte“ von Ceram genannt. Zwar hatten 60 % der Befragten im letzten Vier-



teljahr ein Buch gelesen. Von Frauen wurden aber vorwiegend Liebesromane, von Männern Kriminal-, Abenteuer- und Sensationsbücher genannt.

Leider werden bei uns

mit zunehmendem Lebensalter

die positiven Freizeitinteressen immer geringer. Auch in dieser Hinsicht unterscheiden wir uns noch deutlich von der amerikanischen Freizeitgesellschaft. Die Rentner und Pensionäre, denen es doch gewiß nicht an Freizeit mangelt, liegen mit ihrer Teilnahme am kulturellen und sozialen Leben im abgeschlagenen Feld. Offenbar fällt hierzulande die bruchlose Umstellung von der fremdbestimmten Berufswelt auf die selbstbestimmte Liebhaberwelt noch schwer — vielleicht verbirgt sich hier auch ein allgemeines Problem: Braucht nicht der Mensch den Antrieb durch die Arbeit, um sich daneben und darüber hinaus noch mit schönen Dingen zu befassen, und sind ihm vielleicht die Flügel gebrochen, wenn er ohne diesen äußeren Antrieb eine öde, uferlose Weite frei verfügbarer Zeit vor sich hat? Diese Frage ist, bei weiterer Arbeitszeitverkürzung, gewiß an uns alle gerichtet.

Aber schon wieder sehen wir, wie widersprüchlich das Freizeitproblem in sich ist. Denn auf der anderen Seite ist es auffällig, daß auch

die wichtige Nachwuchsgruppe

der 21- bis 30jährigen Männer und Frauen, die durch Existenzaufbau und

Familiengründung besonders belastet sind, nur geringe kulturelle, soziale und politische Interessen aufweisen. Ihre Lektüre dient vorwiegend der Ablenkung und dem Nervenkitzel, sie besuchen mit Abstand am seltensten die Theater und Bildungsinstitute, sie zeigen erschreckende staatsbürgerliche Informationsmängel und Kenntnislücken — während wiederum die junge Generation der 15- und 20jährigen durchaus ernsthafte, hoffnungsvolle Freizeitbestrebungen hat, trotz manchmal hoher brüflischer Anforderungen.

So stellen wir auf Schritt und Tritt neue Erscheinungen und Gegensätzlichkeiten fest, Gefahr und Beruhigung, Krankheit und Heilung, Chance und Risiko. Wir sehen auf der einen Seite das Heraufkommen kleiner Gruppen, die doch nur eine

Wiedergeburt urtümlicher Gesellschaftsformen

sind: Familie, Nachbarschaft, Klub und Verein. Auf der anderen Seite stehen die Bedrohung der Persönlichkeit durch die anonymen Freizeitmächte, die Reize der Konsumindustrie, der Wettlauf nach dem Sozialprestige, der den Menschen in aller Vermassung vereinsamt, ihn zum Spielball fremder Kräfte degradiert und zum Feind seines Nächsten macht. Wir sehen die trostlose Überbürdung der Manager und die geradezu explosive Ausweitung des Freizeitraumes für breiteste Schichten, die noch suchen nach der Sinnerfüllung ihres gewandelten Lebens. Wir erkennen die besondere Last, die von der Frau zu tragen ist, sei es im Doppelberuf als Hausfrau und Werk-tätige mit ungenügendem, hektisch-planlosem Freizeitraum, sei es als luxuriöse Einsiedlerin im gläsernen Turm der Trabantenstädte, wo Langeweile und Mißgunst auf sie lauern — während sie doch in allem Hin und Her auch noch ihren Mann an die Hand nehmen soll, damit er sich in dieser krausen Welt zurechtfinde, und die Kinder, damit sie den erschwerten Übergang von der personalen Familienwelt in die funktionale Berufswelt nicht verfehlen.

Indem wir diese Diagnose stellen, erkennen wir zugleich die ungeheuren Aufgaben, die unserer

Sozial- und Kulturpolitik

hier gestellt sind. Es geht hier nicht um Reglementierung und autoritäre Lenkung, die den Tod jeder freien Entwicklung bedeuten würden. Der häßliche Begriff der „Freizeitgestaltung“ darf nicht wieder aktuell werden. Auf diesem Gebiet haben die ahnungslosen, wohlmeinenden Biedermänner schon einmal den Weg bereitet für jenen KdF-Rummel, der das Volk betäubt und wehrlos seinen Verderbern ausgeliefert hat. Es besteht kein

Anlaß zur Panik. Alle Geschichte ist Bewegung und lebt gerade vom fruchtbaren Widerspruch der Zeiterscheinungen. Doch wäre es falsch, die Dinge einfach treiben zu lassen. Eine Erweiterung des bisherigen und die Ausfüllung des bisherigen Freizeitraumes darf nicht völlig planlos und kritiklos geschehen. Wer immer eine

Verantwortung für seine Mitmenschen
und das Leben des Volkes spürt, darf nicht darüber hinwegsehen, daß Lange-
weile und Überdruß den Menschen ebenso
versklaven können wie ein Übermaß
an Arbeit — daß die Revoluzzer und
Radikalinskis aller Schattierungen ihren
leichtgläubigen Anhang immer unter den
Eckensteinen, Müßiggängern und denen,
die aus eigenem Antrieb nichts mit sich
selbst anzufangen wissen, gefunden haben.
Wir dürfen uns nicht einfach darauf ver-
lassen, daß die Arbeitsentlastung automa-
tisch zu paradiesischen Zuständen führt,
indem der Mensch in seiner Freizeit
Blümchen pflückt und sich dadurch zu

lernen eines Untergebenen ginge die Welt
unter. Die Kunst der Delegation, des
Abgebens begrenzter Teilaufgaben nach
unten, ist stets die wichtigste Fähigkeit
der Regierenden gewesen, und die Ma-
nager von heute können überzeugt sein,
daß ihre Bedeutung und ihr Ansehen in
der Öffentlichkeit bei Anwendung dieser
Kunst, die ihnen Kopf und Hände frei-
gibt, nur wachsen wird.

Wir müssen überlegen, wie

das Leben der Frau

— bei besonderer Rücksicht auf die weib-
liche Natur — leichter und schöner, zu-
gleich aber auch ausgefüllter werden
kann. Die moderne Arbeitsmedizin hat
erkannt, daß die berufstätige Frau nicht
so sehr vermehrte Wochenendfreizeit,
sondern vor allem eine bessere Pausen-
regelung während der Arbeit benötigt,
weil sie schneller ermüdet als der Mann.
Was würde es ihr nützen, wenn sie das
verlängerte Wochenende erkaufen müßte
mit zeitlich gestrafter Arbeit an den
Werktagen, die sie jeden Abend an den
Rand der Erschöpfung bringt!

Ähnliche Erwägungen gelten auch

für die jungen Menschen,

die noch in der Schulausbildung stehen.
Es sei nachdrücklich gewarnt vor dem
Experiment einer Fünftageschule, die
den freien Samstag erkaufte mit ganz-
tägigem Unterricht während der Schul-
woche. Die Überforderung des jugend-
lichen Organismus würde hier durch die
nur scheinbar vermehrte Freizeit nicht
aufgewogen. Der Familie würde ein
großer Teil ihrer Erziehungsmöglichkeiten
genommen, die sie durch ein gesteigertes,
„konzentriertes“ Familienleben am Wo-
chenende gar nicht ausgleichen kann. Denn
Erziehung setzt ständige, aber wohl-
dosierte, nicht stoßartige Beeinflussung
voraus. Die Schule ist kein Vor- und
Abbild des späteren Erwerbslebens; sie
arbeitet am besten in ständigem Wechsel-
takt zwischen kurzen Anspannungs- und
Pausenzeiten, wie man gerade bei der
Internaterziehung längst erkannt hat.
Es ist bemerkenswert, daß sich die Pri-
maner des bedeutenden Hamburger Gym-
nasiums Christianeum bei einer Umfrage
fast einhellig gegen die Fünftageschule
ausgesprochen haben, weil sie glauben,
daß sie dann nicht nur weniger frei
verfügbare Muße haben würden, sondern
auch innerhalb der Schulgemeinschaft und
der Familie derart abgekapselt leben
müßten, daß sie keinerlei Kontakte
außerhalb der Schule mehr aufnehmen
könnten. Gerade dieses soziale Argument
sollte man nicht leichtnehmen!

Andererseits ist der

Kampf gegen Langeweile

und bloße Konsumhaltung im Freizeit-
leben ein Anliegen, das nicht nur die

Frauen und die Jugendlichen, sondern
ebenso die Masse der Werktätigen betrifft.
Wenn es richtig ist, daß die Qualität des
Freizeitverhaltens in einer gewissen Funk-
tionsbeziehung zur Quantität des Frei-
zeitraumes steht, dann wird man sich
fragen müssen, ob ein zureichender Urlaub
nicht wichtiger als eine weitere Verlänge-
rung des Wochenendes ist.

Es muß offen gesagt werden: Der Urlaub
ist heute für breite Schichten durchaus
ungenügend! In Marl hatten 14% der
Männer — vor allem der Handwerker
und Geschäftsleute — und 63% der
Frauen während des laufenden Jahres
keinen Urlaub; 20% der Befragten hatten
nur bis zu 14 Tage zusammenhängende
Freizeit im Jahr. Die Erkenntnis wächst,
daß ein nur zweiwöchiger Urlaub, wie er
vielfach in der Industrie üblich ist, nicht
einmal ausreicht für die notwendige
physische Erholung, den Abstand von den
Strapazen des Arbeitsjahres, geschweige
denn für eine Umschaltung auf arbeits-
polare Werte. Zwei Wochen Urlaub rei-
chen — vielmehr müssen reichen — für
eine gehetzte Italienreise, von der man
dann mit gesammelten Fotos erschöpfter
nach Hause kommt, als man abgefahren
ist. Sie bieten aber

keinerlei Anreiz

dafür, eine vielleicht schlummernde Be-
gabung auszubilden, einem außerberuf-
lichen Interesse nachzugehen oder auf
Reisen einen wirklichen Kontakt mit Land
und Leuten im Sinne echter Sozial- und
Kulturerlebnisse zu suchen. Für solche
Chancen wäre ein längerer, jedenfalls
dreiwöchiger Urlaub Voraussetzung.

Der Kampf gegen Langeweile und Kon-
sumhaltung ist auch aus sehr ernsthaften
medizinisch-biologischen Gründen not-
wendig. Wir kennen die schweren körper-
lichen Schäden, die sich zeigen bei einem
übertrainierten Sportler, der schlagartig
mit dem Training aussetzt, oder bei einem
Taucher, der zu schnell aus der Wasser-
tiefe an die Oberfläche aufsteigt. Ganz
ähnliche Störungen sind schon festgestellt
worden bei Menschen, die allzu plötzlich
ihren gewohnten Arbeitsrhythmus ab-
brechen und sich rein passiven Konsum-
beschäftigungen oder gar völligem Nichts-
tun hingeben. Der

als Managertod bekannte Herzinfarkt

holt sich seine meisten Opfer am Wochen-
ende! Viel günstiger ist es, das Arbeits-
erlebnis langsam abklingen zu lassen und
allmählich zur Auffüllung des inneren
Menschen durch arbeitspolare Spannungen
überzugehen. Umschaltung statt Abschalt-
ung lautet auch hier wieder die Parole.
Gewiß wird man die Abschaltung nicht
völlig streichen und die anonymen Frei-
zeitmächte nicht etwa ausrotten können
und dürfen. Die Kumpel im Ruhrgebiet



einem höheren Wesen entwickelt. Das Bild
der neuen Gesellschaft, das sich erst in
Grundzügen abzeichnet, fordert von uns
allen aktive Bemühung.

Wir werden darüber nachdenken müssen,
ob es möglich ist, den

Managern und Funktionären

einen Teil ihrer Last abzunehmen — nicht
nur um ihrer selbst, sondern um des Vol-
kes willen. Denn Hetzjagd, Neurosen und
Magengeschwüre sind keine guten Grund-
lagen für verantwortliche Entschlüsse, an
denen Heil oder Unheil von Zehntausen-
den hängt. Hier ist freilich nur dann
etwas zu erreichen, wenn jene, die es an-
geht, einsichtig genug sind, sich helfen zu
lassen und sich entlasten zu wollen —
wenn sie nicht mehr in sublimem Hoch-
mut glauben, alles selbst tun zu müssen,
damit es richtig getan werde; wenn sie
nicht mehr fürchten, bei geringen Feh-

sollen und wollen nicht, wie Walter Dirks es formuliert hat, „ein Geschlecht von Goethe lesenden, Bilder sammelnden und Hausmusik treibenden Edelmenschen“ werden. Die Gleichung „Theater ist gut, Kino ist schlecht“ wäre ebenso falsch wie gefährlich. Auch Fernsehen, Illustrierte, Rundfunk und Kriminalromane haben ihren legitimen Platz in der bunten Fülle des Lebens, sie sind durchaus Kulturträger und können mannigfache Anregungen geben. Es wird nur darauf ankommen, die

Kritik- und Wahlfähigkeit

der Menschen zu stärken und sie dadurch in den Stand zu setzen, bei maßvollem Konsum das Echte vom Unechten zu unterscheiden. Wir wissen seit den Forschungen des holländischen Philosophen Huizinga, daß aller Kultur ein spielerisches Element innewohnt. Dieses Element darf keinesfalls unterdrückt werden; es führt bei rechter Lebenskunst zu den Liebhabereien und auch zur schöpferischen Freizeittätigkeit, von der wir eine innere Erhöhung des Menschen in seiner personalen und sozialen Existenz erwarten.

Zur Pflege des gehobenen Freizeitstiles geschieht heute bei uns viel; ich nenne nur Stichworte: die Ruhrfestspiele, die Filmklubs und Theatergemeinden, die Volksbüchereien und Volkshochschulen, die — oft mit Recht von Industriebetrieben geförderten — Vereine sportlicher, kultureller, züchterischer und geselligkeitsvermittelnder Art. Es ist bemerkenswert und erfreulich, daß die Organisationen, die auf diesen Gebieten sich betätigen, trotz verschiedener Herkunft und Standpunkte häufig sehr eng zusammenarbeiten. Diese Zusammenarbeit muß weiter ausgebaut werden, wenn wir dem

„Wirtschaftswunder“ auch ein „Kulturwunder“,

von dem man hierzulande noch nicht viel merkt, an die Seite setzen wollen. Immer-

hin ist es ein gutes Zeichen, daß in den Kreisen unserer frei schaffenden Künstler, Schriftsteller und Journalisten die hungerleidenden Spitzwegtypen allmählich aussterben und ersetzt werden durch Leute, die beim Publikum „gefragt“ sind und zum Teil über recht ordentliche Einkünfte verfügen, auch entsprechendes soziales Ansehen genießen — ganz offenbar eine gesellschaftliche Folgeerscheinung der vermehrten Freizeit, die einen Dichter oder Musiker nicht mehr als unnützen Tagedieb erscheinen läßt!

Vom Beispiel Schwedens, auch eines Landes mit ausgeprägter Freizeitgesellschaft, könnten wir manches lernen. Dort besteht eine weitverzweigte Volksbildungsorganisation, an der sich eine halbe Million Menschen, also fast ein Zwölftel der Gesamtbevölkerung, beteiligen. Die Hälfte der Teilnehmerschichten entfällt allein auf 25 000 Kurse und 200 Studienthemen des Arbeiterbildungsverbandes. Ein Drittel der Besucher interessiert sich für Kunst- und Literaturkurse, ein Fünftel für Lehrgänge in staatsbürgerlicher Bildung, Politik und Rechtsfragen des täglichen Lebens, je ein Sechstel für Fremdsprachen und Handwerkskurse, der Rest für philosophische, geographische und naturwissenschaftliche Themen.

Alle Volksbildungsarbeit

krankt in unserer Zeit an einem doppelten Dilemma der Lehrenden und der Lernenden. Die fortschreitende Spezialisierung der Künste und Wissenschaften züchtet geradezu jenen Typ des intellektuellen Nur-Fachmannes, den die Amerikaner spöttisch als „egg-head“, als „Eierkopf“, bezeichnen. Es ist ein sozialer Fluch, daß die Fachleute es häufig nicht verstehen, allgemeinbewegende Fragen ihres Faches auch allgemeinverständlich darzustellen. Wie soll man verlangen, daß die Masse über den kulturellen Eintopf hinauskommt und ihren Horizont weitet, wenn die Spezialisten selbst sich abkapseln und im wissenschaftlichen Kopffängerdialekt einigeln! Wenn heute wesentliche Probleme vom Nichtfachmann dargestellt werden, so bezieht dieser seine Weisheiten abgeleitet aus zweiter Hand, und es kommt zu jener Verwässerung der Bildungsgüter, deretwegen Hermann Hesse unsere Zeit als das

„feuilletonistische Zeitalter“

gescholten hat. Tritt aber der Fachmann auf, so redet er oft über die Köpfe weg, er bleibt im Elfenbeinturm, in dem man ihn zwar anstaunt, aber nicht versteht. Und weil gerade hervorragende Fachleute ihre Unzulänglichkeit auf diesem Gebiet selbst erkennen, darum scheuen sie sich, an die Öffentlichkeit zu treten.

Die andere Schwierigkeit liegt beim Publikum selbst, das häufig nur solche

Bildungseinrichtungen und Kulturveranstaltungen besucht, von denen es sich einen unmittelbaren Effekt für den Berufsweg oder für das soziale Ansehen erhofft. Daß der zweckfreie „Flirt mit den Museen“ andere Voraussetzungen hat, brauche ich nicht zu betonen. Aber man wird da

keine Wunder erwarten

können und sich überlegen müssen, ob man den Menschen nicht gerade an seinem Ehrgeiz packen und ihm durch Bildung neue berufliche und soziale Aufstiegsmöglichkeiten schaffen soll. Gerade unter dem Regime der Spezialisten beginnt ja die Erkenntnis sich Bahn zu brechen, daß für echte Führungspositionen nur Leute geeignet sind, die über die Zäune ihres Fachwissens hinausblicken. Staat, Wirtschaft und Verbände sollten darin einig sein, daß Examenstypen, Strebernaturen,

Roboter und sture Büffler

beim Führungsnachwuchs nichts zu suchen haben. Wenn in diesem Sinne — und sei es durch zusätzliche, unorthodoxe Bildungswege — erreicht werden könnte, daß die gesellschaftliche Wertgestaltung des Menschen abhängt von einer breiten Basis geistiger Interessen und Verständnisse; dann wird auch eine kulturelle Blüte unserer Freizeitgestaltung nicht mehr fern sein.

Die äußeren Voraussetzungen der Volksbildung — wozu auch Spiel und Sport gehören — werden wir schaffen müssen durch zielbewußte Siedlungsplanung gemäß dem modernen Grundgesetz der Stadtplaner, der „Charta von Athen“. Diese Charta sah bereits im Jahre 1933 vor, daß den Wohnvierteln das beste Gelände der Kommunen vorbehalten sein müsse, daß die Wohnungen lärmfrei, abseits der Verkehrsstraßen, aufgelockert in Grüngürteln mit maximaler Sonnenscheindauer anzulegen seien. Diese Ansätze hierzu, die wir in den modernen Industriesiedlungen Marl, Wolfsburg, Leverkusen und Salzgitter bereits haben, müssen allgemeingültig und vorbildlich werden.

Und in diesen Lebensraum des modernen Freizeitmenschen hinein müssen wir die Kultur tragen, müssen wir Spielplätze für die Kinder, Häuser der offenen Tür für die Jugendlichen und Bildungswerke für die Erwachsenen einplanen. Über allen öffentlichen Maßnahmen und privaten Bemühungen aber muß eines stehen: die Liebe zum Menschen, von dem wir hoffen und glauben, daß er in der freien Zeit sich selbst tiefer erkennt und seinem Mitmenschen sich inniger zuwendet — und daß er trotz allen Atomdrohungen der Gegenwart den Weg findet in eine vielleicht schönere Zukunft.



**Der
Mutter
Los**



Unwägar ist der Mutter Los.
Geduldig wie die Erde trägt,
wie sie das Samenkorn umhegt,
so dunkel dienend trägt ihr Schoß
des Lebens tausendfache Saat.
Sie trägt des Herrschers Majestät,
den Bettler, der ihr bittend naht,
den Krieger, der in Schlachten steht,
den Bauern, der am Pfluge geht
und froh die Sichel führt zur Mahd.
Getreulich hält sie ihre Hand
warm über allem neuen Leben

und weiß nicht, ob des Glückes Pfand,
ob ihr zum Unglück ward gegeben
das Kindlein, wenn es nackt und bloß
entsteigt dem mütterlichen Schoß.
Sie wird es hegen, wird es pflegen,
wird lächelnd es zur Ruhe legen,
wird segnen seinen ersten Traum
und sieht und ahnt doch selber kaum
die Macht, die sie ihm mitgegeben,
da sie ihm schenkt' ihr eignes Blut,
ahnt nicht, daß drin gebunden ruht
das neugeborne junge Leben.

Josefa Berens-Totenohl



Ruhrfestspiele 1959

Wie es sich für das Schillerjahr 1959 geziemt — wir begehen am 10. November 1959 den 200. Geburtstag des Dichters —, haben die Ruhrfestspiele Schillers Werk in den Mittelpunkt ihres diesjährigen Spielplans gestellt. Die Berliner Bühnen werden, von Kortner inszeniert, die „Räuber“ spielen; Düsseldorf wird unter der Intendanz von Stroux den „Wilhelm Tell“ bringen. In den „Räubern“ lernen die Festspielbesucher das Werk kennen, das, von dem Zwanzigjährigen verfaßt und 1782 zum ersten Male aufgeführt, den Auftakt zum jähren Aufstieg seines Genies gab; „Wilhelm Tell“ steht am Ende seines nur 45 Jahre währenden Lebens, das der Tod am 9. Mai im Jahre 1805 in Weimar mitten in der Arbeit an einem neuen Stück beendete. Von den Hauptwerken des Dichters sind bisher in Recklinghausen „Don Carlos“ (1951), „Jungfrau von Orleans“ (1953) und „Kabale und Liebe“ (1955) aufgeführt worden. „Wallenstein“ und „Maria Stuart“ erhoffen wir uns als notwendige Ergänzungen für die Spielpläne der kommenden Jahre.

Wer des jugendlichen Schillers Erstlingswerk, die „Räuber“, verstehen will, muß ein wenig über des Dichters Jugendjahre, über die Welt, in der er aufwuchs, wissen. Seine Heimat Württemberg stand unter der Herrschaft des Herzogs Karl-Eugen, einer absolutistischen Herrschaft, die sich um Verfassung und überlieferte Volksrechte wenig kümmerte. Die Prachtentfaltung Frankreichs unter Ludwig XIV. nachahmend, baute auch der Herr des wenig bemittelten württembergischen Ländchens prächtige Schlösser; wer gegen ihn aufzutreten wagte, fand sich ohne Verhandlung und Urteil für Jahre auf der Festung wieder. In reiferem Alter, ruhiger geworden, richtete der Landesherr sein Augenmerk auf eine bessere Verwaltung des Landes, vor allem aber auf die Heranbildung eines treuegebenen Offiziers- und Beamtenstandes. Er begründete die „Karlschule“, in der die Söhne des Landes nach seinen Grundsätzen erzogen werden sollten; auch juristische und medizinische Fachstudien konnte man hier betreiben.

Schillers Vater stand in herzoglichen Diensten; zunächst war er Feldscher, bekam dann als Werbeoffizier Hauptmannsrank, und später lag ihm die Ver-

waltung der herzoglichen Gärten beim Lustschloß Solitude oberhalb von Stuttgart ob. Er konnte sich nicht dagegen wehren, daß der Herzog auch seinen 13jährigen Sohn Friedrich, der Pfarrer werden wollte, in die Karlsschule steckte. Volle acht Jahre, bis zum 21. Lebensjahr, hat der junge Schiller in einem Institut zubringen müssen, das ihm zwar eine kostenlose, ziemlich umfassende Bildung und schließlich auch eine Fachausbildung zum Regimentsmedikus gab, ihm aber durch unerträglichen Zwang und harten militärischen Drill aufs ärgste zusetzte. Niemals gab es Ferien oder Urlaub in den acht Jahren, nur selten konnten die Eltern mit herzoglicher Genehmigung den Sohn besuchen, nie allein mit ihm sprechen, seine Geschwister sah er überhaupt nicht. Immerhin vermittelte ihm ein guter Lehrer Kenntnisse in der Dichtung und machte ihn mit Shakespeare bekannt. Der „Eleve“ Schiller gewöhnte sich schon früh zur Feder und übte sich heimlich in der Poesie, ja, er täuschte wohl mal eine Krankheit vor, um auf dem Krankenrevier, ungestört vom militärischen Drill, seinen dichterischen Träumen nachhängen zu können, die in den herzoglichen Lehrplan nicht hineinpaßte.

In solch einer Umwelt entstanden die „Räuber“. „Die schönsten Träume von Freiheit werden im Kerker geträumt“, sagte der Dichter später einmal — er hat es in seiner Jugend selbst zu spüren bekommen. Aber nicht nur die persönliche Unfreiheit in der Enge der Schulwelt war der Grund für sein von den Zeitgenossen als revolutionär aufgefaßtes erstes Drama. Nachrichten vom amerikanischen Freiheitskrieg drangen damals nach Europa, und vielerorts wurden sich die Bürger des alten Erdteils bewußt, in welcher Unfreiheit sie unter ihren mit absoluter Machtvollkommenheit herrschenden Fürsten lebten. Das hemmungslose Regiment Karl-Eugens hatte der junge Schiller ja täglich vor Augen, gehörte die Schule doch mit in den Rahmen der herzoglichen Hofhaltung hinein. Die „Räuber“, die im Januar 1782 in Mannheim, also außerhalb der württembergischen Landesgrenzen, uraufgeführt worden sind — heimlich mußte der inzwischen als Regimentsmedikus auf Lebenszeit in herzogliche Dienste übernommene Dichter hinein —, fanden deshalb einen ganz ungeheuren Beifall.

„Die Räuber“

Karl und Franz sind die Söhne des alten Grafen Moor; mit ihnen wurde die elternlose Amalia aufgezogen, die nun die Braut von Karl ist. Während der Erstgeborene, der edle und hochstrebende Karl, auf der Universität ein freies Burschenleben führt und im jugendlichen Überschwang allerlei Streiche verübt, gelingt es dem von Aussehen wie von Wesensart häßlichen Franz zu Hause, dem greisen Vater die Taten des Bruders sehr viel schlimmer darzustellen, als sie waren, und schließlich Enterbung und Verstoßung zu erreichen — er selbst möchte gern Herr über die Schlösser und Güter des Vaters werden. Die Nachricht von der Verstoßung, von Franz mitgeteilt, erreicht Karl, als er, der erbetteten väterlichen Verzeihung ganz sicher, gerade aufbrechen will, um zu Vater und Braut zurückzukehren. Die Enttäuschung über die väterliche Härte trifft ihn so stark, daß er mit den Kumpanen beschließt, als Räuberbande in die böhmischen Wälder zu ziehen, Karl als Hauptmann.

Franz bemüht sich indessen um Amalia und strebt dahin, das Regiment in der väterlichen Grafschaft zu übernehmen. Es gelingt ihm, den alten Moor, der dem verstoßenen Karl nachtrauert, durch die falsche Nachricht, Karl sei tot, in den Sarg zu bringen.

Räuber Karl führt mit der Bande ein wildes Leben, doch nicht die Lust am Rauben und Morden sind bei ihm Triebkraft, sondern der Wunsch, den Armen und Unterdrückten durch seine Gewalttaten zu helfen. Anders sein Kumpan Spiegelberg, der die Gewalttat um des Vergnügens und Gewinns wegen begeht. Sein blutiger Weg führt Karl schließlich in die heimatlichen Wälder, ja, er kommt mit fremdem Namen und Verkleidung auf des Vaters Schloß, wo Franz inzwischen auf seine Art ein böses Regiment führt und Amalia bedroht. Karl findet, daß die Braut ihm treu sei, er muß entdecken, daß sein alter Vater noch lebt und in einem alten Turm im Wald sein Leben fristet, vor Franz verborgen, der ihn toterklärt hatte. Die Räuber bekommen den Auftrag, Franz lebend herzubringen, aber dieser entzieht sich der Strafe und stirbt durch eigene Hand. Auch der alte Moor stirbt nach einer erschütternden Wiedersehensszene bei der Erkenntnis, daß sein Karl ein Räuber sei. Amalia, die Karl in den Wald gefolgt ist, wird von der Bande als ihr Opfer gefordert. Das verhindert Karl, indem er auch ihrem Leben ein Ende setzt. Er gibt sich schließlich selbst in die Hände der Gerechtigkeit, damit ein armer Mann mit vielen Kindern in den Besitz des auf den Räuber Moor gesetzten Kopfgeldes kommt.

Schillers weiterer Lebensweg war beschwerlich, ja, oft unmittelbar von der Not bedroht. Er führte ihn schließlich in eine

Professur für Geschichte an der Universität Jena; später siedelte er nach Weimar über, wo damals neben Goethe andere große deutsche Geister ihren Sitz hatten. Die warme Freundschaft mit Goethe hat die letzten zehn Schaffensjahre überspannt, in denen auch „Wilhelm Tell“, das große deutsche Volksschauspiel, entstand, geschrieben von einem Manne, der immer wieder von schwerster Krankheit heimgesucht wurde und seine Werke dem Tode förmlich abringen mußte. Im März 1804 wurde der „Tell“ mit dem größten Erfolg in Weimar, bald darauf auch in Berlin aufgeführt. Am 9. Mai 1805 schloß Schiller für immer die Augen.

„Wilhelm Tell“

stellt den Schweizer Freiheitskampf zu Anfang des 14. Jahrhunderts dar — wieder also geht es um die Freiheit, diesmal um die eines ganzen Volkes. Die drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden, rings um den Vierwaldstätter See gelegen, gehörten seit je zum Reich, doch verwalteten sie sich selbst und unterstanden keinem Fürsten. Nun versuchten die Habsburger, die damals die Kaisermacht innehatten, die freien Schweizer unter ihre Herrschaft zu bringen und setzten deshalb überall adelige Vögte ein, die das Volk auf ihre grausame Art für Habsburg „gewinnen“ sollten. Gegen deren Willkürherrschaft im Lande richtete sich der Unwille des Volkes; die freien Bayern erneuerten auf dem Rütliberge das alte Trutzbündnis und beschloßen, zu den Waffen zu greifen, um die Freiheit zu verteidigen. Als Zeichen seiner Macht hat der Vogt Geßler seinen Hut auf einer Stange aufrichten lassen — jeder hat ihn fortan zu grüßen. Als der freie Schweizer Wilhelm Tell das unterläßt, will ihn der Vogt nur dann frei ausgehen lassen, wenn der als guter Schütze bekannte Tell vom Haupte seines eigenen Söhnchens einen Apfel herunterschießt. Tell gibt dem grausamen Ansinnen statt, der Schuß gelingt, aber der sonst friedfertige Mann schwört sich, dem Leben des Wüterichs ein Ziel zu setzen, sein Volk von dieser Geißel zu befreien. Seine Tat — er erschießt den Vogt mit der gleichen Waffe, die er auf den Sohn anlegen mußte — bildet den Auftakt zur Befreiung; die Zwingburgen werden von den Eidgenossen erobert und zerstört. Im letzten Aufzug kommt die Kunde, daß Kaiser Albrecht von Habsburg inzwischen von seinem Neffen ermordet wurde.

Als Eigeninszenierung der Ruhrfestspiele wird der Darmstädter Rudolf Sellner, uns aus seiner meisterlichen Inszenierung des „Sturms“ im vorigen Jahre in bester Erinnerung,

„Der Trojanische Krieg findet nicht statt“

von Giraudoux (1882—1944) in Szene setzen. Das Stück war schon für 1958 vor-

gesehen; wir haben unsere Leser seinerzeit mit dem Inhalt bekannt gemacht.

Im Stück „Der Trojanische Krieg findet nicht statt“ beginnt die Handlung damit, daß Andromache, die Frau des trojanischen Feldherrn Hektor, nicht an das glauben will, was ihre Schwägerin Cassandra ihr voraussagt: Nach glücklicher Beendigung eines Krieges stehe bereits ein neuer bevor. Und das weissagt Cassandra nicht ohne Grund, denn während Hektor noch mit Abscheu über den gerade beendeten Krieg erfüllt ist, hat sein Bruder Paris zur gleichen Zeit die schöne Helena, die Frau des Spartanerkönigs Menelaos, geraubt. Helena in Troja — das heißt Krieg. Und so wird das eigentliche Thema des Stücks gegeben: Hektors Bemühen, einen neuen Krieg mit aller List zu vermeiden. Hektors Devise lautet: Zurück mit Helena nach Sparta. Er hat allerdings seine Rechnung ohne die trojanischen Alten gemacht, an deren Spitze der Vater von Hektor und Paris, Priamos, und der Bardenfabrikant Demokos, ein ehrgeiziger Literat, stehen. Die Griechen landen in Troja, und Ajax randaliert betrunken durch die Stadt. Seht, seht, sagen die

Kriegsparteiler, so wird das Völkerrecht verletzt. Mit viel Geschick gelingt es Hektor, mit einer symbolischen Handlung die „Porten des Krieges“ zu schließen, selbst wenn er dabei wenig Rücksicht auf Nationalgefühle nehmen kann und sogar eine Ohrfeige des Ajax in Kauf nehmen muß. Odysseus, Griechenlands listenreicher Diplomat, erscheint auf der Bühne und fordert die Rückgabe Helenas in der gleichen Verfassung, in der sie geraubt wurde. Zeus befiehlt Friedensverhandlungen: Hierbei gesteht Odysseus, daß es den Griechen weniger um Helena als um die Goldschätze des reichen Troja als Kriegsbeute geht. Aber auch er ist des Krieges müde. Er stemmt sich gegen die beutegierige „Politik des Schicksals“, erklärt sich bereit, Helena zurückzunehmen, und bringt es — dank hervorragender Beredsamkeit — fertig, die „Tugend“ Helenas eindringlich darzustellen und glaubhaft zu machen. Die Griechen ziehen sich auf ihre Schiffe zurück. Hektor verkündet stolz: „Der Trojanische Krieg findet nicht statt“ — der Vorhang fällt — und schon stürzt der übereifrige Literat Demokos mitsamt einer Schar griechischer

Annemarie Düringer (Amalia), Rolf Henniger (Franz Moor)



Greise, denen Helena ihre Sinne verwirrt hat, vor den Vorhang und schreit: „Verrat“. Hektor, des Treibens der Kriegspartei überdrüssig, schlägt ihn nieder und tötet ihn. Der sterbende Demokos beschuldigt den Griechen Ajax des Mordes. Das ist der von der Kriegspartei herbeigesehnte „Zwischenfall“. Die „Pforten des Krieges“ gehen auf. Und während Helena sich in den Armen eines trojanischen Prinzen amüsiert, kann der Krieg beginnen, der eigentlich laut Titel und Hektors Bemühen „nicht stattfinden“ sollte.

Hans Schalla wird

„Der tolle Tag oder Figaros Hochzeit“

von Beaumarchais (1732—1799) inszenieren. Wer Mozarts bezaubernde Oper „Figaros Hochzeit“ je erlebt hat, kennt den Inhalt:

Der Graf Almaviva, auf seine adeligen Vorrechte pochend, will die Kammerzofe seiner Gemahlin verführen, obwohl die längst mit dem gräflichen Kammerdiener Figaro verlobt ist. Doch die beiden Liebenden wissen sich der gräflichen Zudringlichkeit zu entziehen und zu ihrem Glück zu kommen. Was auf der Opernbühne im Zauber Mozartscher Musik zu einem sommerlich-heiteren Spiel wird, wirkt auf der Sprechbühne wie eine zwar in komödiantischem Rahmen sich abspielende, aber doch deutliche Gegenüberstellung adeliger Vorrechte und selbstbewußten bürgerlichen Gegenspiels. Beaumarchais galt denn auch bei seinen Zeitgenossen durchaus als revolutionärer Geist, der am Vorabend der großen Französischen Revolution zum Verkünder der Rechte des „dritten“ Standes geworden war. So steckt in diesem heiteren Spiel eine gute Portion gesellschaftskritischer Schau.

Ausstellung und Rahmenprogramm

Wie alljährlich, soll eine Ausstellung in der Kunsthalle neben den Spielen stehen: „Die Handschrift des Künstlers“ ist ihr Titel. An Werken der Malerei und der Plastik von Leonardo da Vinci (1452—1519) bis zur Gegenwart heran soll durch Gegenüberstellung von Skizzen und Entwürfen mit dem vollendeten Werke ein Einblick in das Werden eines Kunstwerkes getan werden; von der Unmittelbarkeit des handschriftlichen Entwurfs bis zur vollendeten „Reinschrift“ im fertigen Gemälde oder Bildwerk können wir die geistige Arbeit des Künstlers verfolgen. Wie üblich, wird eine Fülle von Veranstaltungen die Ruhrfestspiele umrahmen: eine Schillerfeier für die Jugend, das Europäische Gespräch, ein Seminar über das Thema: „Die Bedingungen der Freiheit heute“ und vieles andere. Bei der feierlichen Eröffnung der Ruhrfestspiele am 23. Mai wird Professor Carlo Schmid die Festansprache halten.

Was bringen die Ruhrfestspiele?

„Der Trojanische Krieg findet nicht statt“ von Jean Giraudoux

Inszenierung: Gustav Rudolf Sellner — Bühnenbild: Franz Mertz

Hilde Hildebrand, Charlotte Joereß, Lorley Katz, Christiane Maybach, Margot Trooger, Martin Berliner, Rolf Boysen, Werner Fink, Walter Grüters, Ullrich Haupt, Michael Heltau, Bernhard Minetti, Adolf Rebel, Gustav Rothe, Edmund Saussen, Erich Schellow

Ensemble der Ruhrfestspiele

Aufführungen am 24., 26., 27., 28. und 29. Mai, 1., 4., 5., 7., 14., 15., 16., 19. und 20. Juni

„Die Räuber“ von Friedrich Schiller

Inszenierung: Fritz Kortner — Bühnenbild: Theo Otto

Annemarie Düringer, Walter Blum, Lothar Blumhagen, Curt Bois, Karl Hellmer, Rolf Henniger, Klaus Herm, Claus Hofer, Thomas Holtzmann, Franz Nicklisch, Joseph Noerden, Edgar Ott, Hans-Hermann Schaufuss, Erich Schellow, Georg Völkel, Paul Wagner, Stefan Wigger.

Schiller- und Schloßparktheater Berlin

Intendant Boleslaw Barlog

Aufführungen am 22., 23., 24., 25. und 26. Juni und eine geschlossene Vorstellung für die Jugend am 27. Juni

„Der tolle Tag oder Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais

Inszenierung: Hans Schalla — Bühnenbild: Max Fritzsche — Kostüme: Therese van Treack

Gisela Holzinger, Ida Krottendorf, Gisela Peltzer, LisVerhoeven, Elisabeth Wiedemann, Bum Krüger, Ludwig Linkmann, Peter Probst, Rolf Schult, Klaus Steiger, Klaus-Jürgen Wussow

Ensemble der Ruhrfestspiele

Aufführungen am 30. und 31. Mai, 2., 3., 6., 10., 11., 21., 28. und 29. Juni, 1., 2., 3., 4. und 5. Juli

„Wilhelm Tell“ von Friedrich Schiller

Inszenierung: Karl Heinz Stroux — Bühnenbild: Herta Boehm

Eva Böttcher, Klaramaria Skala, Annette Schleiermacher, Maria Wimmer, Wolfgang Arps, Ernst Deutsch, Attila Hörbiger, Günter König, Arthur Mentz, Otto Rouvel, Karl Maria Schley, Rudolf Therkatz

Düsseldorfer Schauspielhaus

Generalintendant Karl Heinz Stroux

Aufführungen am 25. Mai, 8., 9., 12., 13., 17., 18. und 30. Juni

Die Handschrift des Künstlers

Die Ausstellung zeigt Meisterwerke der bildenden Kunst von Leonardo da Vinci bis Kandinsky aus europäischen Museen und Privatsammlungen — Handzeichnungen, Skizzen, Gemälde und Bildhauerentwürfe von: Altdorfer, Greco, Rembrandt, Rubens, Bernini, Tiepolo Watteau, Goya, Delacroix, Spitzweg, Cézanne, van Gogh, französischen und deutschen Impressionisten, Nabis, deutschen Expressionisten, Künstlern am Bauhaus

Von Schiller bis Camus — Forderungen der Kompromißlosen

Studio „das zeitgenössische Schauspiel“, Oberhausen

Leitung: Hilmar Hoffmann

Texte und Szenen von Friedrich Schiller, Jean Anouilh, Bert Brecht, Albert Camus, Jean-Paul Sartre und Reinhold Schneider

Manuskript: Heinz-Winfried Sabais und Wolfgang Grüter

Regie: Alexander May

Brunhild Hülsmann, Uta Sax, Hildegard Wahry, Cay Calov, Günther Dockerill, Friedrich Mahnert, Wolfgang Reichmann, Gert Tellkamp, Hans-Peter Thielen

VIII. Europäisches Gespräch

„Das Bildungswesen in Europa in der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Wandlung der Zeit“

10. bis 12. Juni

Unbewältigte Vergangenheit — demokratische Zukunft

Arbeitsgemeinschaft für politische und soziale Bildung „Arbeit und Leben“

Landesverband der Volkshochschulen von Nordrhein-Westfalen e. V.

Deutscher Gewerkschaftsbund, Landesbezirk Nordrhein-Westfalen

13. bis 17. Juni

Die Bedingungen der Freiheit heute

Ein Seminar unter Leitung von Prof. Dr. Eugen Kogon



Karl Remane (M.A. Stahlwerk), Ewald Hahn (M.A. Stahlwerk), Willi Döhmman (M.A. Stahlwerk 3), Ludwig Miernik (M.A. Außenbetriebe) und Josef Demant (M.A. Hochofen) beim theoretischen Unterricht durch Lehr- gangsleiter Mosler

Kranführer mit „Diplom“

Erhöhung der Betriebssicherheit durch werkseigene Schule

Am 6. April wurde durch Betriebschef Ingenieur Heinrich Freund in der alten Lehrwerkstatt eine werkseigene Kranführerschule eröffnet, in der für den praktischen und theoretischen Unterricht Übungsleiter Josef Mosler aus der Lehrwerkstatt eingesetzt ist. Anschauungsmaterial und Übungsstücke sind ebenso wie Einrichtungsgegenstände von unseren Lehrlingen hergestellt. Ein 5-t-Kran mit einer Spannweite von 10,4 m wurde eigens für die Kranführerausbildung beschafft.

Er ist mit allem ausgerüstet, was nur irgend in der Praxis eines Kranführers vorkommt: mit Ketten und Seilen (rechts- und links-schlägigen), mit Seilen, die es kunstvoll zu Knoten gilt, mit Hanfseilen, mit Schäkel, Wirbelhaken und Gewichten, und auf der Erde stehen in weißbezeichneten Quadraten seltsam geformte, oben offene Modelle, durch die diese Gewichte geführt werden müssen, ohne anzustoßen, aller Pendelbewegung der Ketten oder Seile zum Trotz.

Kranführer sein, heißt: Verantwortung tragen

Eine hütteneigene Kranführerschule ist nötig, weil durch die fortschreitende Modernisierung der Werksanlagen auch die Krananlagen modernisiert worden sind und geschultes Personal erfordern. Kosten für Ausbildung und Schulung erscheinen um so mehr gerechtfertigt, als der Kranführer, dem hohe Werte anvertraut sind, durch den mehr oder weniger reibungslosen Ablauf seiner Arbeit unmittelbaren Einfluß auf die Produktion nehmen kann. Reibungsloser Betriebsablauf erhöht wiederum die Sicherheit.

Allein unserer Maschinenabteilung sind nicht weniger als 800 Kranführer unterstellt; dazu kommen noch die vom Hafen Hardenberg und von der Feineisenstraße. Wir alle können uns viel sicherer im Hütten-gelände bewegen, wenn die Männer, die hoch über unseren Köpfen mit schweren und sperrigen Lasten, mit glühender Schlacke oder flüssigem Eisen dahinfahren,

nicht nur diesen und jenen Knopf zu Vorwärts- und Rückwärtsfahrt bedienen, den und den Hebel zum Heben, Senken und Anseilen drücken können. In den Kursen lernen sie, welcher Art die Kräfte sind, die sie mit Knopf oder Hebel entfesseln, und im Umgang mit diesen Kräften in der Schulstube und an den Modell-Starkstrom-Motoren wird ihnen klar, warum sie gewisse Dinge nicht tun dürfen, ohne sich selber, die Mitarbeiter, den Kran und letztlich die Produktion aufs schwerste zu gefährden.

Man darf z. B. nicht direkt „kontern“

„Kontern“, das heißt: von einem Gang in den Gegengang gehen, also vorwärts oder rückwärts schalten. Wer am Amperemeter des Modellmotors die starken Stromstöße abgelesen hat, die durch solchen schnellen „Gangwechsel“ ausgelöst werden, wird den Hinweis von selber beherzigen, daß nie eine meterlange Stichflamme die Kabine durchzucken kann, wenn er immer



Lehrgangsleiter Mosler
mit Josef Demant
(M.A. Hochofen)
in der Kabine

den Motor auslaufen läßt, ehe er kontert. Der wird auch nicht mehr mit Gewalt bremsen, weil er begriffen hat, daß und warum man elektrische und mechanische Teile nicht strapazieren darf.

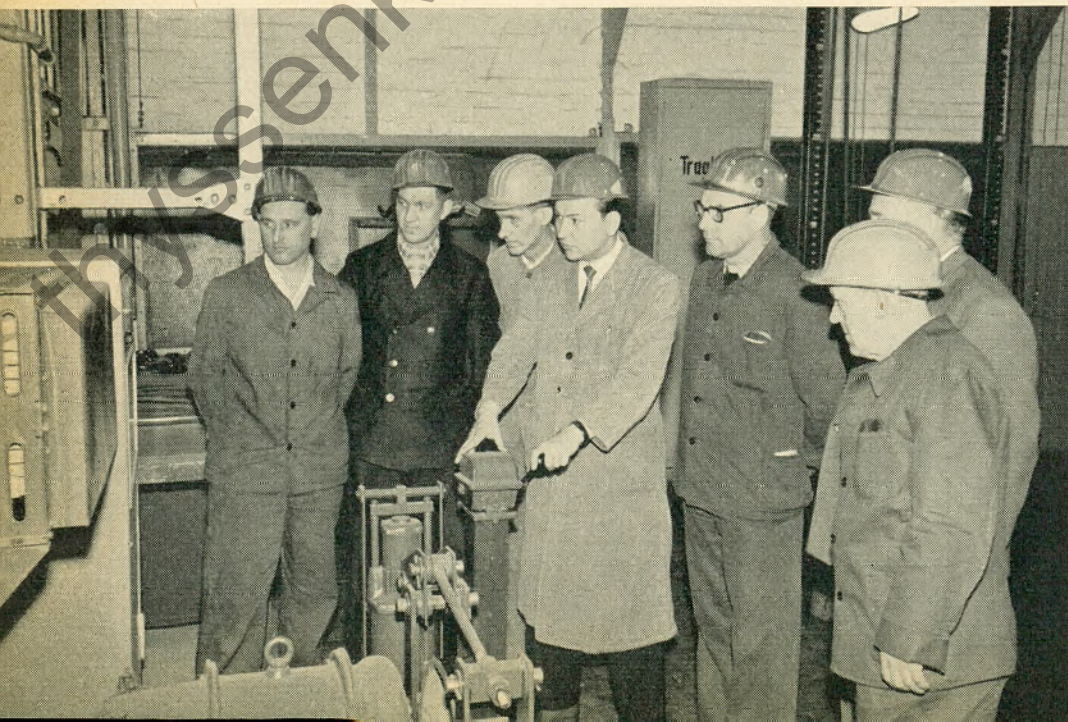
Aus der Praxis, die alle hierher abgestellten „Schüler“ besitzen, führt fast jede Frage in die Theorie, zu deren Studium die meisten keine Zeit gehabt haben. Und weil ihnen nun zwei Wochen ausschließlich zum Lernen zur Verfügung stehen, macht es Spaß, die technischen Fortschritte in

der Kranbranche zu verfolgen (von dem alten, die Drehrichtungen regulierenden „Kontroller“ zur neuen, indirekten Meistersteuerung, die mit Steuerspannungen arbeitet) und gemeinsam darüber nachzudenken, was Spannung eigentlich ist.

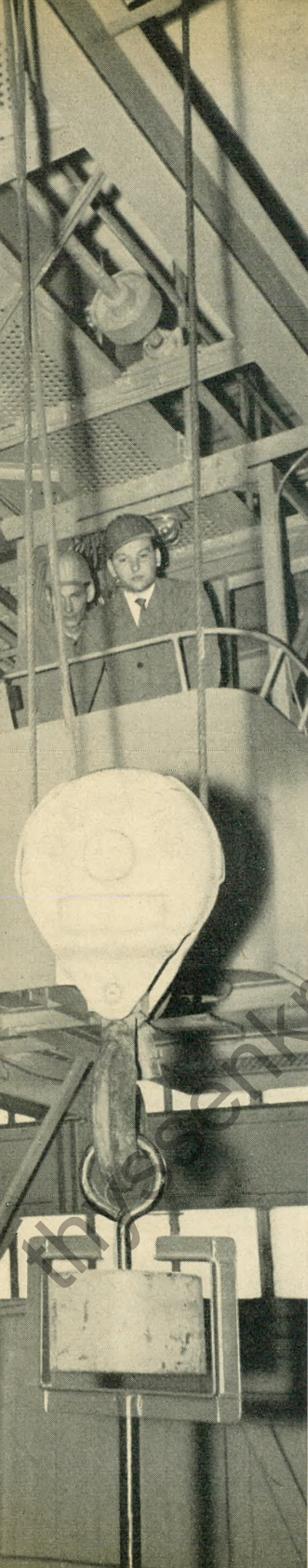
Das Typenschild des Motors lesen können,

das ist nach Ansicht des Übungsleiters eine Voraussetzung, die jeder bei ihm geschulte Kranführer erfüllen können muß. Übungsleiter Josef Mosler hat sich in einem

befreundeten Hüttenwerk auf seinen neuen Beruf vorbereitet und ist mit den Krananlagen unseres Werkes gründlich vertraut geworden dadurch, daß er sie nach Plan und Weisung der Maschinenabteilung erforschte. Er hat gesehen, daß es auf die Beherrschung des Weges, den der Kranführer zum Be- oder Entladen zurücklegen muß, um so mehr ankommt, je kürzer der Weg ist, d. h. je weniger Platz in den Betrieben zur Verfügung steht. Auch „Arbeitswege“ sind also auf dem Boden eingezeichnet und müssen auf Zweckmäßig-



Hier werden die starken,
bei plötzlichem Vor- und
Rückwärtsschalten auf-
tretenden Stromstöße
abgelesen



keit hin hier geübt werden. „Zielfahrten“ sind angesetzt, zur Schärfung der Genauigkeit, und viel Zeit und Mühe wird aufgewendet, um die bei Kette, Seil, bei lang, kurz, bei Katze oder Wirbelhaken ganz verschiedenen starken Pendelbewegungen abzufangen. Eine Höhen- und Weiten-Schätzanlage hilft dabei.

Mit verdeckter Last fahren,

das hört sich so an wie im Lehrbuch eine „Fortsetzung für Fortgeschrittene“. Die Praxis in den Betrieben zeigt, daß solch ein Fall häufig eintritt. Der Kranführer muß also auch da die Spielregeln kennen und muß in der Anhängertechnik bewandert sein, d. h. da, wo ein Anhänger benötigt wird, das Hand-in-Hand-Arbeiten mit ihm beherrschen.

Er muß kleine Reparaturen im Notfall selber ausführen, bei größeren dem Schlosser angeben können, wo der Fehler sitzt; er muß von allem das wissen, was nötig ist, um die Wartung der Anlage selbst machen zu können, er muß die Sicherheitsvorschriften kennen und wissen, was als „erste Hilfe“ von ihm verlangt wird, wenn in seiner Nähe jemand in die Starkstromleitung gerät. Kurz, es wird seine

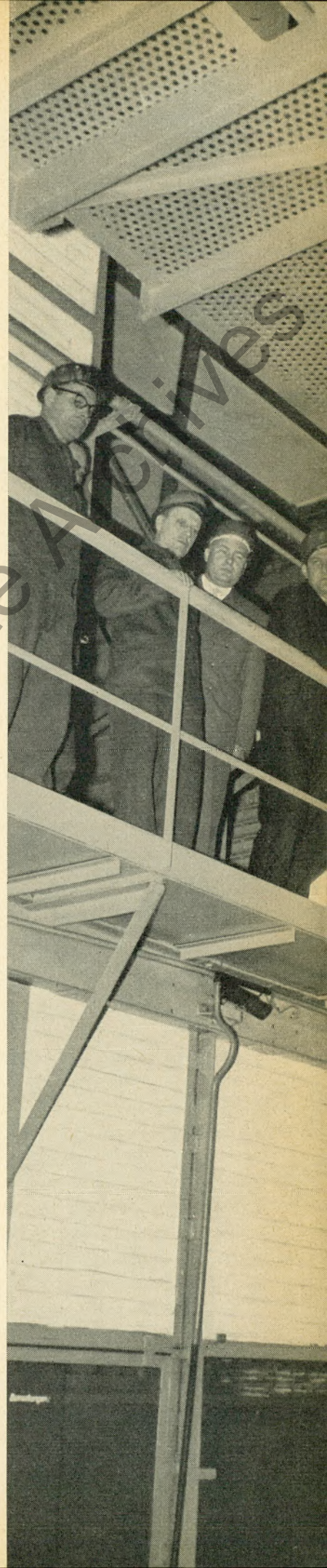
Ausbildung zum Fachmaschinisten angestrebt,

die ihm am Ende des Lehrgangs auch mit einer Urkunde bestätigt wird, nachdem er sein neuerworbenes Können nachgewiesen hat. „Prüfung“ wollen wir den Abschluß mal nicht nennen, zumal das, was da geprüft wird, in der zweiten Woche jeden Tag auf dem Programm steht: eine bestimmte, langsam „in Fleisch und Blut übergehende“ Zielfahrt...

Die ersten „Schüler“ sind Neuanfänger aus den letzten drei Jahren, die die Betriebe in die Kranführerschule schicken. Später kommen auch die älteren Kollegen dran — zum Nachschulen und Nachholen der technischen Neuerungen. Bis sie alle dran gewesen sind, wird es eine gute Weile dauern, denn jede „Klasse“ hat nur 4 Schüler! Da stets nur einer fahren kann, hat es keinen Sinn, viele Teilnehmer zu Zuschauern zu machen.

Das an der Laufkatze hängende Gewicht muß anstoßfrei durch den Modellrahmen gefahren werden

Um das Augenmaß zu schärfen, hat Betriebschef Freund (dritter von links) vertikale und horizontale Schätzanlagen anbringen lassen





Investieren . . . heißt die Zukunft sichern

Im Geschäftsbericht lesen wir von „Investitionen“, vom „Investieren“. Der Begriff „Investieren“ geistert durch sehr viele Veröffentlichungen. Und er wird so oft falsch erklärt und falsch aufgefaßt. Investieren ist nichts anderes als die wirtschaftstheoretische Bezeichnung für die langfristige Anlage von Kapital zum Zwecke einer Veränderung der Sachgüterbestände in Unternehmungen. So steht es im Lexikon, also ist es sicher richtig. Für die Praxis klingt die Formel freilich ein wenig blaß, wenn sie nicht gar unvollständig ist. Denn hinter dem nächstliegenden Zweck der „Veränderung der Sachgüterbestände“ steht ein höherer, der den Investitionen erst ihren Sinn gibt.

Die tiefere Absicht der Investition liegt heute kaum noch in der langfristigen Anlage von Kapital, und sie liegt auch nicht in der „Veränderung der Sachgüterbestände in Unternehmungen“ an sich. Ein Unternehmen, das sich in der heutigen kapitalarmen Zeit zu Investitionen entschließt, tut es in der Regel nicht, um Geld in Sachwerte umzuwandeln. Es zielt vielmehr auf die Leistungen, die mit den „veränderten Sachgüterbeständen“ vollbracht werden sollen.

Die Veränderung wird in jedem Fall eine Erneuerung, Verbesserung oder Vergrößerung von Werken und Werkseinrichtungen sein. In Sonderfällen handelt es sich um die Errichtung neuer Werke und ihre neue Ausstattung. Das Wort kommt aus dem Lateinischen und ist von „vestimentum = das Kleid“ abgeleitet. Kleider haben, wenn auch Modeauswüchse diesen Zweck gelegentlich nicht mehr erkennen lassen, die Aufgabe, den Menschen gegen Wetterunbilden zu schützen. Bei den Investitionen der Industrie ist diese Aufgabe auf die Beschäftigten und das Unternehmen ausgedehnt. Mit Rationalisierungsinvestitionen sichert ein Unternehmen über eine wirtschaftlichere, also billigere Fertigung seine Wettbewerbsfähigkeit. Mit der Investition völlig neuer Werke und Betriebe

erschließt es sich neue Absatzmärkte. Auch in der Vergrößerung der Produktion und Verbreiterung des Erzeugungsprogrammes ist eine Schutzwirkung ins Auge gefaßt. Investitionen sichern die Beschäftigung und den Wohlstand der Zukunft, sagte der Bundesfinanzminister in der letzten Jahreshauptversammlung der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie.

Nicht das Kapital, das Anlage sucht, sondern der Markt und die Konkurrenz bestimmen das Ausmaß der Investitionen. In der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie dürfte dafür trotz der hohen Investitionsaufwendungen seit dem letzten Kriege eher noch zuwenig als zuviel getan worden sein. Das tritt in einem Vergleich der Bundesrepublik mit anderen Stahlländern deutlich zutage. Die Rohstahlerzeugung der westdeutschen Werke hat sich auch im bisher besten Nachkriegsjahr, 1957, mit 24,5 Mill. t gegenüber dem letzten Vorkriegsjahr mit 17,9 Mill. t noch nicht einmal um ein Drittel erhöht. In Frankreich dagegen stieg sie zwischen 1938 und 1957 von 6,2 auf 14,1 Mill. t, also um mehr als das Doppelte, in Belgien von 2,2 auf 6,3 Mill. t, also fast um das Dreifache. Fast ebenso hoch ist der Zuwachs in Luxemburg mit 1,4 und 3,5 Mill. t. Auch England hat seine Rohstahlproduktion mit 10,5 und 22,04 Mill. t mehr als verdoppelt. Die Holländer haben sie sogar mit einer Steigerung von 52000 auf 1182000 t fast zwanzigfach. Ob man nun noch die Vereinigten Staaten oder kleinere Stahlländer hinzunimmt, es bleibt immer das Ergebnis, daß von allen auf den Weltmärkten konkurrierenden westlichen Ländern Westdeutschland seine Kapazitäten noch am wenigsten ausgebaut hat.

Wenn unsere Hütte nicht investiert hätte, würde niemand von uns noch Arbeit haben. Wenn wir nicht weiterinvestieren würden, würde niemand von uns Arbeit behalten. Hier gibt es nur ein Entweder-Oder.

Freizeitfreude leiht uns Flügel

Unsere Jugend an „ihren“ Abenden und am reichgedeckten Tisch im „Haus der Jugend“



Bei Halma und Mühle ist man gegen „Kiebitze“ nicht so empfindlich wie die Väter beim Skat

Der Mann, der vor kurzem gesagt hat, die beim Hobby verbrachte Freizeit wäre die Summe der Überstunden, für die man keine Bezahlung bekäme, ist kein so arger Spötter, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Er hat nur etwas gründlicher über Freizeit und ihre Gestaltung und über die Zähmung einer wild im allgemeinen schweifenden Liebhaberei zum individuellen Steckenpferd nachgedacht, als es gemeinhin der Brauch ist. Er wird sich und andere in der Hobbypraxis beobachtet und sicherlich auch von Fall zu Fall den Aufwand an Zeit und Kraft (und Mühe und Geld) nachgerechnet haben, den man nicht zu Buche schlägt, weil es sich ja um freiwilliges Tun handelt; und er wird vermutlich bis an sein Lebensende nicht fertig werden mit der Frage, wie es möglich ist, daß einer, der seiner Neigung nachgeht, dabei weder Müdigkeit zeigt noch kennt, in spätester Nachtstunde ebenso wenig wie am frühesten Morgen, weder

im melancholischen November noch in dem für arbeitszeitgebundene Mattigkeit geradezu prädestinierten Frühjahr...

„Der arme Junge muß ins Bett“

hat Mutter gedacht, als sie dem heimkehrenden Lehrling das späte Mittagessen vorsetzte, und sorgenvoll seufzend hat sie sich wieder über ihren Flick- und Stopfkorb gebeugt, nachdem er mit knapper Dringlichkeitserklärung „Muß zum Gruppenabend!“ die Treppe wieder hinuntergepoltert ist.

„Muß“, das überzeugt Mütter immer. Und sie weiß ja nun, wo er ist. Das Haus in der Stahlwerkstraße 119, in dem unserer Gewerkschaftsjugendgruppe von alters her zwei Räume zur Verfügung stehen, kennt sie, und manch liebes Mal schon hat der Junge beim Heimkommen kein Ende gefunden beim Berichten über einen „prima“ Film, der ihnen dort vorgeführt worden ist, über einen Vortrag aus beru-

fenem Munde zum politischen Tagesgeschehen, bei dem er „feste“ mitdiskutiert hat, oder über einen Abend, an dem jeder seine Lieblingsmusik mitgebracht hat, damit man gemeinsam einen „Schallplattenschrank öffnen“ konnte, der es in sich hatte! Da lernt er also was, der Junge. Ha, Mutter, du solltest deinen „armen Jungen“ mal am Sing- und Spielabend erleben, wenn außer Mühle, „Schwarzer Peter“, „Wedeln“ (eines Tischtennisschlägers, damit ein dito Ball sich im erzeugten Luftzug rasch vorwärtsbewegt) das „Schrubberspiel“ und „Mäuschen — piep!“ auf dem Programm stehen!

Der stärkere und flinkere Schrubberführer trägt den Aufnehmer als Siegesbeute davon. Zu „Mäuschen — piep“ aber braucht man einen großen Tisch, unter dem man durchkriechen kann, und je Mann zwei Schals, einen zum Augenverbinden und einen möglichst harten, baumwollenen, der an einem Ende mit einem Knoten



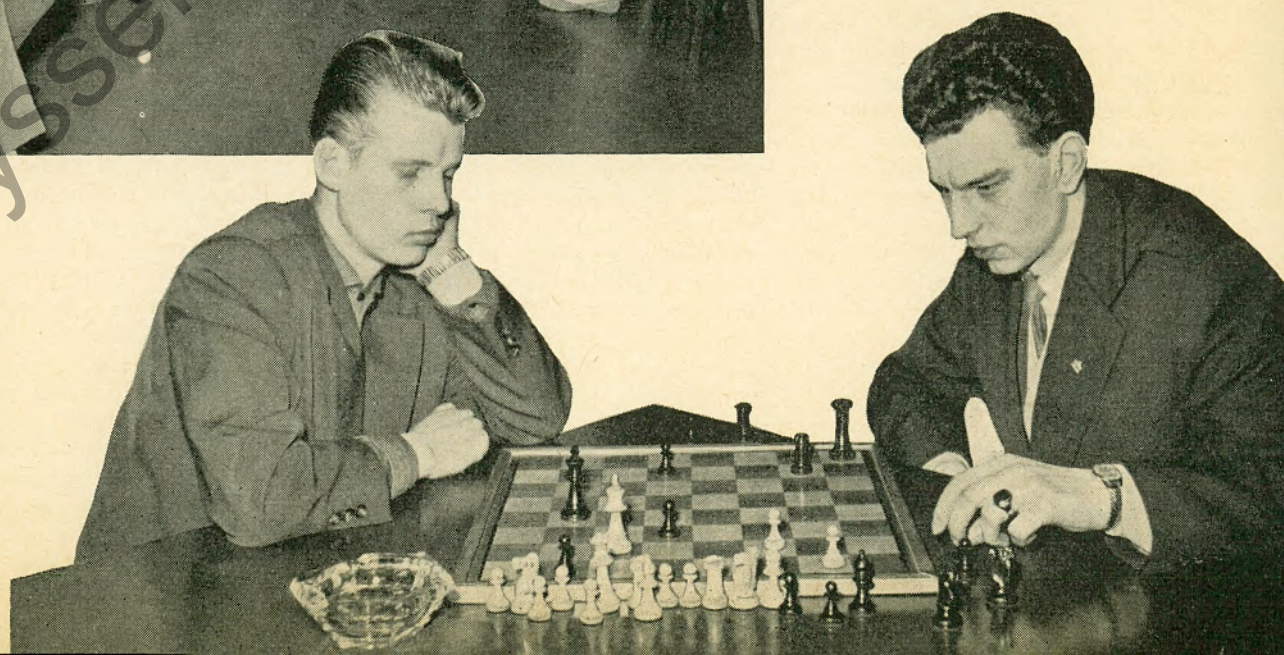
Wie wird Helga Rippmann,
die derzeitige Leiterin der Jugendgruppe,
den Ball parieren?

Eine Runde „Schrubberspiel“



Der beim Wedeln der Tischtennis-Schläger
entstehende Luftzug treibt die leichten Bälle
vorwärts. Wer mit seinem Ball zuerst das
„Tor“ (einen Lehnstuhl) erreicht,
hat gewonnen

„Kombiniere, kombiniere . . .“



versehen und am andern gepackt wird. Wenn die „Mäuschen“ einander nun (blind!) über, hinter, vor und zwischen dem Tisch jagen und mit den knotigen Schalenden aufeinander losdreschen, dann meint man, das Haus in seinen Grundfesten wackeln zu fühlen.

Die Jugendgruppe hat über hundert Mitglieder,

von denen etwa der dritte Teil freitags abends zusammenkommt. Das liegt am Dreischichtenbetrieb, in den die Hüttenjugend, soweit sie nicht der Lehrwerkstatt angehört, eingegliedert ist. Für den Gruppenleiter Manfred Allmenroth, z. Z. Soldat, springt seit einigen Monaten Helga Rippmann aus der V. A. ein.

Die vierzig Tischtennispieler,

die sich am Dienstagabend hier treffen, treten manchmal gegen eine der anderen Jugendgruppen Groß-Dortmunds (insgesamt 18) zum Turnier an. — Tanzfreudige finden sich einmal im Monat sonntags ein, um zu den zackigen Rhythmen des „Study-Ensembles“ zu zeigen, was sie an neuen und neuesten Modetänzen beherrschen.

Unser „Study-Ensemble“

Ist manch einem wohl bekannt, der im Festsaal das Tanzbein zu schwingen liebt. Als seine vier Mitglieder im Herbst 1955 beschlossen, eine „band“ zu werden, die an rhythmischer Festigkeit, melodischer Sicherheit, an Schwung und an Ausdauer so viel aufweisen sollte wie der besten eine, waren die jungen Jazzfanatiker noch dreieinhalb Jahre jünger als heute. Jeder brachte mit, was er in privaten Musikstunden zu Hause an Kenntnissen erworben hatte, und jeder wollte erst werden, als was er sich heute vorstellen kann. Dieter Wahsmuth: Industriekaufmann (Akkordeon und Klarinette), Klaus Kühler: Proben-Zurichter (Klavier und Vibraphon), Dieter Steffens: Schlosser im Breitbandwalzwerk (Gitarre) und Eberhard Meilich: Lehrhauer auf Zeche Gneisenau (Schlagzeug).

Ihr „Instrumentenpark“, der heute einen Wert von 6000 DM repräsentiert, war bis auf bescheidene Anfänge Wunschtraum, und die grau-schwarze Sakkokombi eigener Erfindung „verplant“. Aber wenn man weiß, was man will, wenn man zweimal in der Woche zusammen übt (an den Abenden, die die Jugendgruppe von der Woche übrigläßt), wenn der Erfolg der ersten Einsätze durch „Mundpropaganda“ bekannt wird, dann ergibt sich Orchesterverkleidung ebenso von selber wie Mikrofon- und Lautsprecheranlage und elektrischer Anschluß für Gitarre und Vibraphon.

Das nasse Hobby

Vier Wochen weiter, und für die 18—20 Mann, die traditionsgemäß seit 1950 eine Paddelgruppe bilden, beginnt die Saison der wonnigen Wochenenden, in der sie schon am Freitagabend mit den sieben hütteigenen Booten und dazugehörigen Zelten in die Weite von Wasser, Wald und Weide entschwinden, um erst am Sonntagabend luft-, sport- und freizeitsatt wieder am heimatlichen Gestade anzulegen.

Dem Einzelgänger einen Weg erschließen!

Wenn nun der junge Mensch den Spielen entwächst, wenn er nur gelegentlich noch zu einem Diskussionsabend der Jugendgruppe erscheint und ein unklares Fragen ihn umzutreiben beginnt nach einem Ziel, das er sich stecken, einem Sinn, den er freien Stunden noch geben, einer Erfüllung, die er anstreben möchte, dann drückt ihm vielleicht ein Kamerad, der seine eigenen Neigungen längst glücklich verankert weiß, das von der Städtischen Jugendpflege herausgegebene Heft „Veranstaltungen für die Jugend“ in die Hand und sagt dazu: „Wenn du alles zusammenzählst, was es zu hören und zu sehen, mitzumachen oder auszunützen gibt, dann kommst du auf ‚Gerichte‘, die da auf einer ‚Speisekarte für die Jugend‘ angeboten werden! Meinst du nicht, wenn im Vierteljahr 1000 Mädel und Jungen da ‚satt werden‘, daß du auch was finden wirst, was dir ‚schmeckt‘?“

„Lehrgänge für Holzarbeiten“, liest unser Einzelgänger, „Schnitzen, Drechseln, Pedigrohrarbeiten, Bildhauerei, Weben, Nähen und Zuschneiden, Treib- und Emailarbeiten, Keramik- und Töpferarbeiten, Arbeitsgemeinschaften für Fotografie, Fotocolor und Film, Elektrobasteln und Funken, ‚Wir erwerben den Mopedschein‘, Lehrgang für Wanderfahrten, Musik, Laien- und Hörspielkurse, Tischtennis, Gymnastik und Tanz...“ Und dann saust er los, denn — nun weiß er, was er immer gewollt hat.

Kannst du das auch?

Wenn er es nicht so genau wüßte, dann würde das Motto, das ungeschrieben über dem Bestreben steht, das Interesse der Jugendlichen da zu wecken, wo noch kein Bedürfnis besteht, dem man entgegenkommen könnte, das Fragewort „Kannst du das auch?“ ihm die letzten Hilfen bei der Wahl eines Gebietes geben, das er sich mit Kopf, Herz und Hand zu eigen machen und dem er sich verschreiben will. Jugendtümlich und jugendgemäß schließt sich dieser Frage ein (widerum unausgesprochener) Anruf an: „Zeig mal, was du schon kannst!“ Immer wieder wird zu Wettbewerben der verschiedensten Art

aufgerufen, bei denen es wertvolle Preise zu gewinnen gibt. Keine Urkunden, Statuetten oder Pokale! Vielmehr Kaufgutscheine für das, was dem Gewinner fehlt: ein wertvolles Buch, ein Musikinstrument, ein Paar Ski oder was zum Anziehen.

Zeitnot kennt man hier nicht

„Aber wann, wann kann ich kommen?“ überlegt der Junge, noch ganz benommen von der nebenbei geschluckten Erklärung, daß der Geräteverwalter ihm einen ganzen Himmel voll unerreichbar scheinender Köstlichkeiten für ein paar Groschen täglich leihen kann: Skier und Zelte, Tonband- und Schallplattengeräte, Projektionsapparate und auch 16-mm-Spielfilme für Jugendgruppen und an solche, die nachweislich damit umzugehen verstehen... „Komm, wann du kannst. Die Kurse laufen jeweils ein Vierteljahr und finden mit Rücksicht darauf, daß jeder Junge und jedes Mädel auch noch andere Verpflichtungen abends hat, jeden Abend statt. Einmal in der Woche steht ihr Besuch dir offen! Und so kommt jeder dran, siehst du. Wenn du am Samstagnachmittag weiter nichts vorhast, darfst du dann auch hierherkommen und am Angefangenen weitermachen.“

„Und was kostet das?“

Der Junge brauchte nicht solch ein ängstliches Gesicht zu machen dabei. Die Teilnehmergebühr beträgt im Vierteljahr 2 DM, für einzelne Kurse auch 3 DM, ist also vom Taschengeld bzw. von der Erziehungsbeihilfe um so eher und lieber zu leisten, als ja bei der hier zu erwerbenden Kunstfertigkeit manches herauskommt, was man „getrost nach Hause tragen“ und sogar verschenken kann.

Werte zu schaffen, lernt der junge Mensch nach Weisung der mit der Leitung der Kurse betrauten Referenten, und ohne daß viel Worte darüber gemacht werden, lernt er auch unterscheiden, was denn wert ist, aufgehoben und aufgestellt, überhaupt erst geschaffen zu werden, und was nicht. Da sitzt z. B. im Metallehrgang von Herbert Seemeyer Gerda Benz, technische Stahlbauzeichnerin, unserer Hütte durch Vater und zwei Schwestern verbunden, die hier beschäftigt sind.

Sie hat sich der Emailarbeit verschrieben,

und wer ihr zuschaut, wie sie mitschlanken, geschickten Fingern Kupferdraht zu Mustern zusammenbiegt und sie selbst zurechtgeschnittenen Messingplatten von eigenwilliger, gern asymmetrischer Form aufpaßt, wie sie die nach Milligramm verteilte, kostbare Emailfarbe mit spitzem Pinsel Körnchen für Körnchen aufträgt, die



Wären die „Knüppel“ nicht aus Stoff — „Mäuschen — piep“ würde lebensgefährlich werden

kleinen Flächen immer wieder auf Farbfreudigkeit und Kontrastwirkung überprüfend, der spürt an der Ruhe, die dieser Arbeitsplatz ausstrahlt, daß Gerda hier mit ganzer Seele zu Hause ist und bleiben wird. Denn aus dem Anfängerkursus geht sie „in den Kursus für Fortgeschrittene“ über, und dann wird sie sich der Gruppe „Arbeitsgemeinschaft Email“ anschließen und bei jedem neuen Anhänger, Armband, Ring, bei jeder hübschen Schale, jedem Aschenbecher nach eigenen Entwürfen beglückt „im tiefsten Herzen“ spüren, „was sie erschafft mit ihrer Hand“. Um sie und andere Emailfreunde und -freundinnen herum klopft, hämmert, feilt, pocht und bohrt es vorwiegend auf Kupfer und Messing. Referent Seemeyer weist ein und macht vor, fängt auch an, sieht aber auf selbständiges Arbeiten, denn nur im Kampf mit der Materie wird man mit ihr vertraut, nur, wer die Schwierigkeiten der ersten Handgriffe kennt und meistert, wird einmal imstande sein, über etwas „aus seinem Fach“ ein gültiges Urteil abzugeben, und nur er wird von der überragenden Leistung eines wirklichen Könners mit echter Ehrfurcht stehen! 16 unserer Lehrlinge haben sich für das neue Quartal angemeldet.

„Sein Vater schließt das Radio vor ihm ein!“

witzelten die Kursusnachbarn, als Dieter Kretschmar, Lehrling im ersten Jahr in unserer Lehrwerkstatt und Schlosseraspirant, erzählen sollte, wie er seine Vorliebe für das Radiobasteln entdeckt hat. „Nimmst

du's wirklich auseinander, wenn du mal allein zu Hause bist?“ — „Klar! Hab ich schon zweimal gemacht.“ — „Und was sagt dein Vater dazu?“ — „Gar nichts. Der hat genau das gleiche Interesse dafür wie ich. Zu Hause habe ich einen Radio-Elektronik-Bastelkasten, den hat Vater mir gekauft, für 88 DM.“ — „Wo arbeitest denn dein Vater?“ — „Auch auf der Hütte, Kesselabteilung!“ — „Dann hast du schon auf der Schule angefangen, hier zu basteln?“ — „Dies ist mein zweiter Kursus.“

Neben Dieter sitzen zwei Vertreter der „reiferen Jugend“, die die sonst in Dortmund nicht gebotene Gelegenheit nützen, dem technischen Fortschritt sozusagen auf den Hacken zu bleiben: Helmut Duscha und Karl Heinz Komorowski, beide in unserer Elektroabteilung tätig, bringen für die „knibbelige“ Arbeit natürlich mehr handwerkliches Geschick mit als Anfänger. Sie können der mit vielen Tafelzeichnungen erläuterten, komplizierten Theorie auch leichter folgen, aber man sieht ihren angespannten Gesichtern an, daß Hochfrequenz eine hohe Kunst ist. Referent Fritz Kirchner arbeitet als Hochfrequenztechniker in unserer Feineisenstraße. Sein Kurzwellensport ist ihm aus seinem Beruf zugewachsen und stellt im Rennen der Steckenpferde einen so interessanten „Außenseiter“ dar, daß wir einmal ausführlicher darauf zurückkommen müssen. — Hier, im Kursus „Wir bauen ein Kleinradio“, bringt Fritz Kirchner seinen Bastlern bei, wie man aus Teilen, die das „Haus der Jugend“ zum Selbstkostenpreis (für 70,— DM) beschafft,

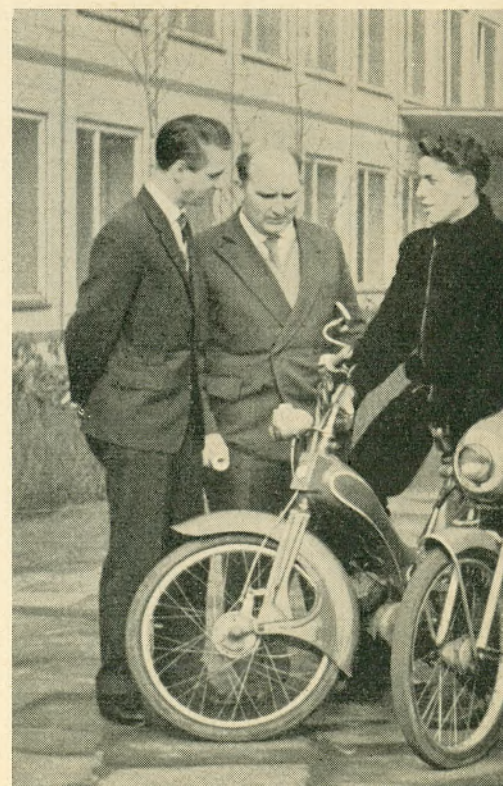
einen Empfänger für Kurzwellen baut. Kein Wunder, daß sich die Teilnehmer immer wieder drängen! Entwickelt sich doch aus diesem Radiobastelkursus ein weiterer, für Fortgeschrittene und solche, die es bastelnd werden möchten, höchst faszinierender.

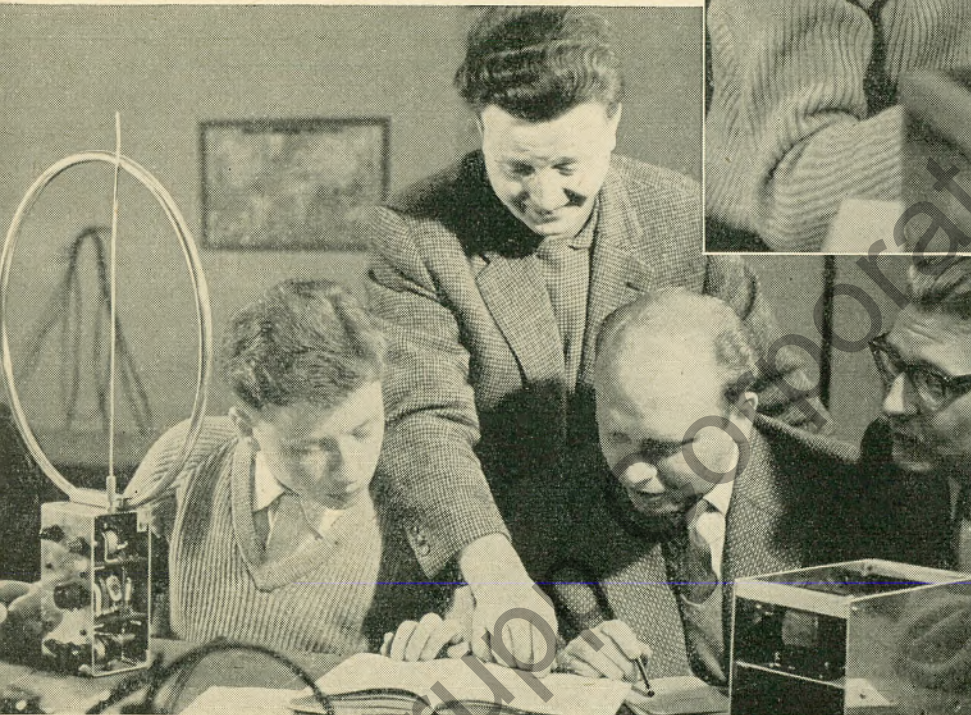
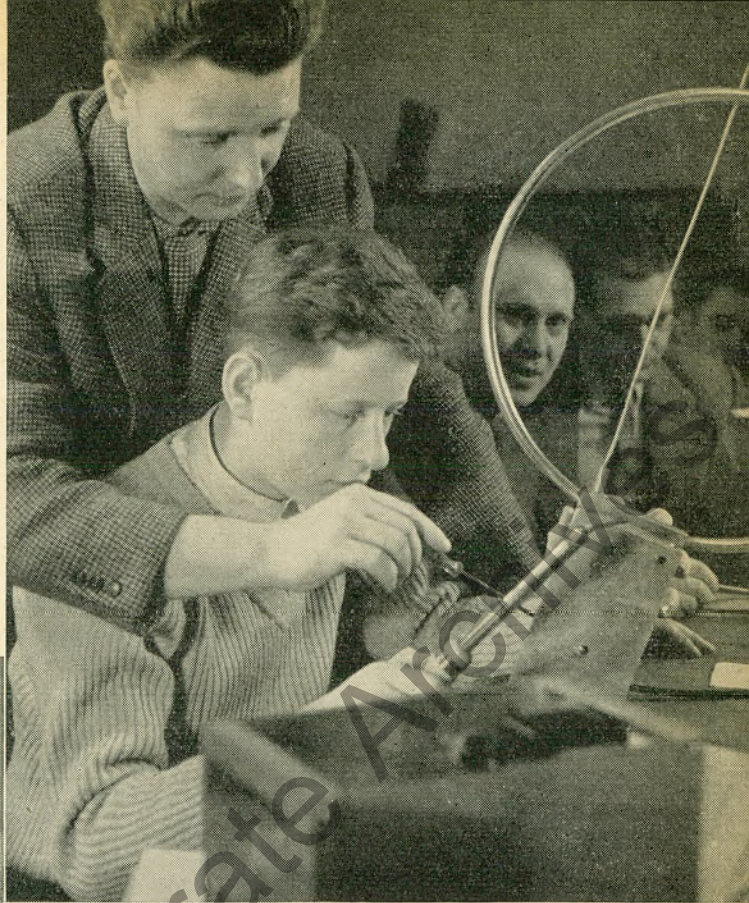
„Hören und Geben — Der junge Funker“

wird er in der Vierteljahresübersicht genannt: „Interessenten, die einmal Funkamateur werden wollen, können hören und geben lernen bzw. ihr (Morse-) Tempo verbessern... In der Arbeitsgemeinschaft „Der junge Funker“ werden alle Möglichkeiten geboten, die die Interessenten befähigen sollen, einmal lizenzierter Amateurfunkler zu werden. Sind sie das, so können sie dem deutschen Amateur-Radio-Klub beitreten. Ziel des Lehrgangs ist also, lizenzierter Kurzwellenamateur zu werden, d. h. ein eigenes Rufzeichen zu bekommen (das nach einer umfangreichen Prüfung von der Post erteilt wird).

Dortmunds Funkamateure, die bisher keine Stätte hatten, wo sie gemeinsam arbeiten konnten, sind der Stadtverwaltung sehr dankbar für die Heimat, die sie vor allem für ihren Nachwuchs im Haus der Jugend gefunden haben. Unmittelbaren Anstoß

Der Leiter des „Hauses der Jugend“, Jugendwohlfahrtspfleger Georg Böhm, mit dem Leiter des Jugendringes (links) und dem Sieger des letzten Moped-Wettbewerbs





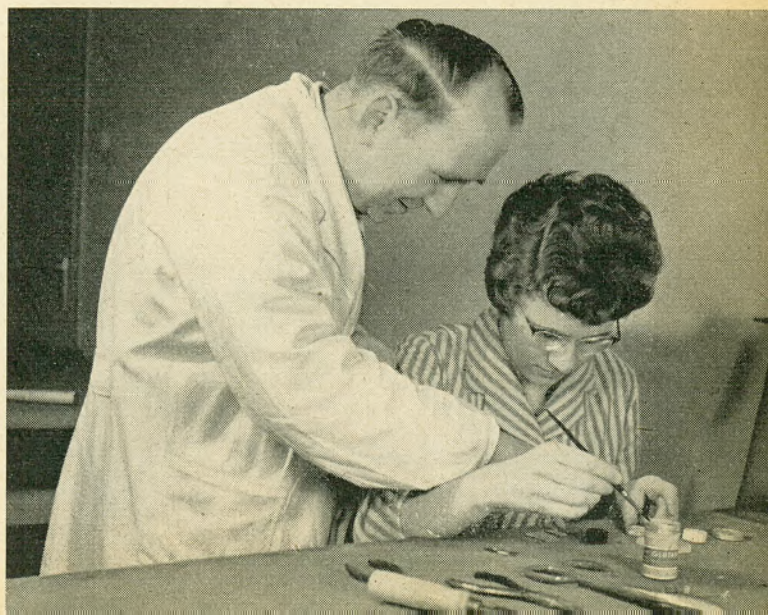
Aus Tausenden von QSL-Karten, schriftlichen Eingangsbestätigungen von Funksprüchen, die aus Dortmund gesendet wurden, sind hier die interessantesten herausgegriffen

Dieter Kretschmar, Helmut Dusch und Karl Heinz Kommrowske werden von Referent Fritz Kirchner in die „knifflige“ Theorie der Hochfrequenz eingewiesen . . .

. . . die sie hier in die „knibbelige“ Praxis übertragen müssen

Burkhard Hermes, der in unserer Lehrwerkstatt Starkstromelektriker wird, macht auch gern Emailarbeiten. Hier schlägt er mit Setzer und Hammer ein Ornament in eine gehämmerte Schale

Referent Herbert Seemeyer weist Gerda Benz in die kniffligsten Feinheiten der Emailarbeit ein



gab dazu im Herbst eine Anfrage aus der funktionsmäßig sehr aktiven amerikanischen Jugend: „Warum läßt Dortmund nichts von sich hören?“ Da begann man denn im September 1958 die Voraussetzungen zu schaffen, und Anfang März ließ Dortmund — von einer gemeinsam aufgebauten Station aus — „von sich hören“. Die Besucher des Fritz-Henßler-Hauses, die auf ihren Wegen zu den verschiedenen Veranstaltungen durch den Vorraum kamen, hörten die „Arbeit“ mit vielen Ländern Europas, mit Amerika und Afrika durch Lautsprecher mit und staunten. Und täglich mehrten sich auf einer Weltkarte die an- und aufgesteckten QSL-Karten, die schriftlichen Eingangsbestätigungen der Funker in der Welt, die Dortmunds Sendungen aufgefangen hatten. Natürlich bleibt es nicht bei den Ergebnissen dieser interessanten zehn Tage: Man hofft, bereits im Sommer der ferienhalber ins Zeltlager nach Korsika reisen den Jugend einen tragbaren Sender mitgeben zu können, damit die Urlauber sich von Korsika aus mit dem „Haus der Jugend“ in Verbindung setzen.

Die Fotografie,

von den Grundbegriffen bis zur Herstellung von 8-mm-Filmen, bis zu Colorfotografie und Umkehrfilm, spielt im Hobbyfahrplan

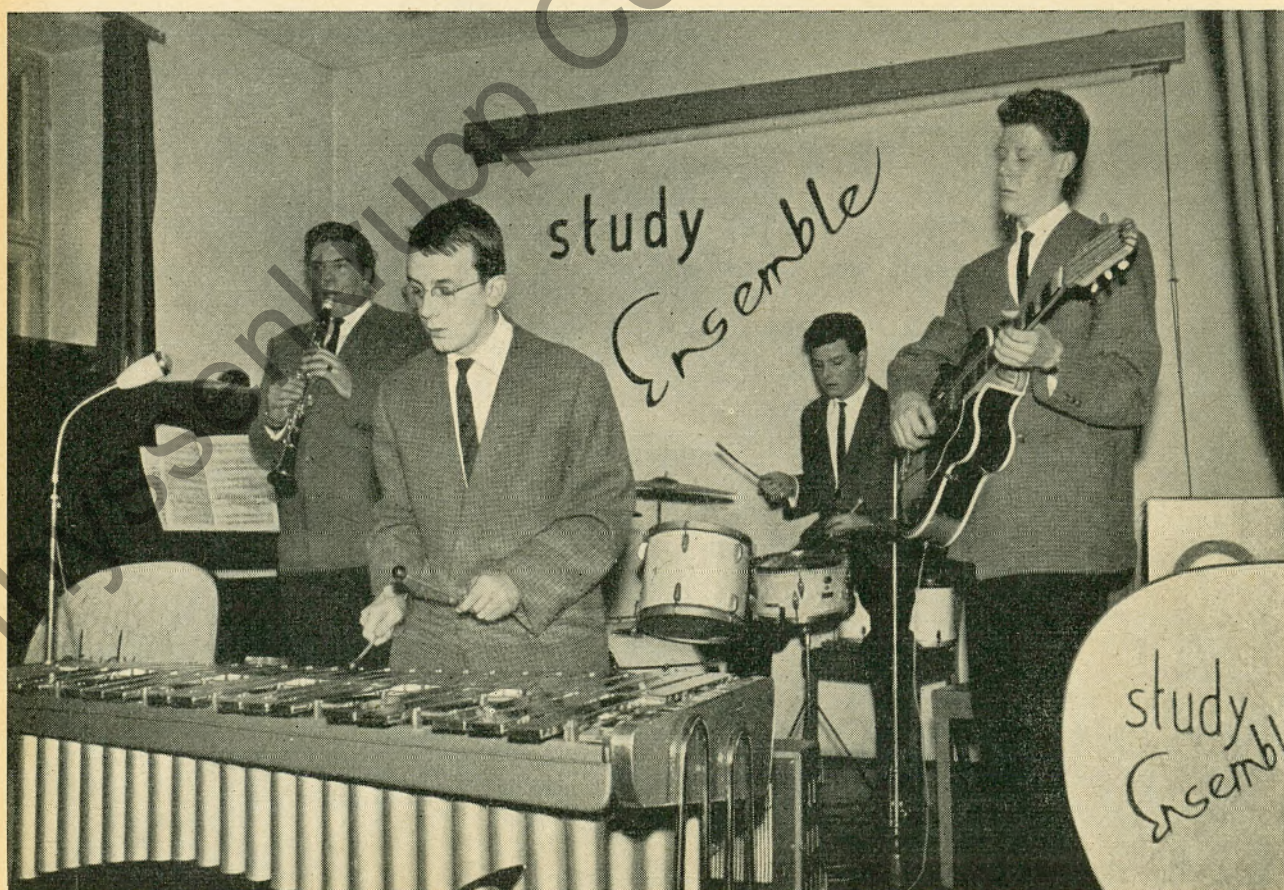
unserer Jugend eine so bestimmende Rolle, daß man ihr im „Haus der Jugend“ mit Räumen und modernsten Apparaturen mit einer fast unglaublich anmutenden Großzügigkeit entgegenkommt. Wer z. B. als Schüler einer „neunten Volksschulklasse“ unter Leitung seines Lehrers hier entwickelt und kopiert, Abzüge und Vergrößerungen gemacht hat, bleibt auch als Lehrling unserer Hütte Mitglied der Fotoarbeitsgemeinschaft und damit im Banne des verzaubernden Hobbys.

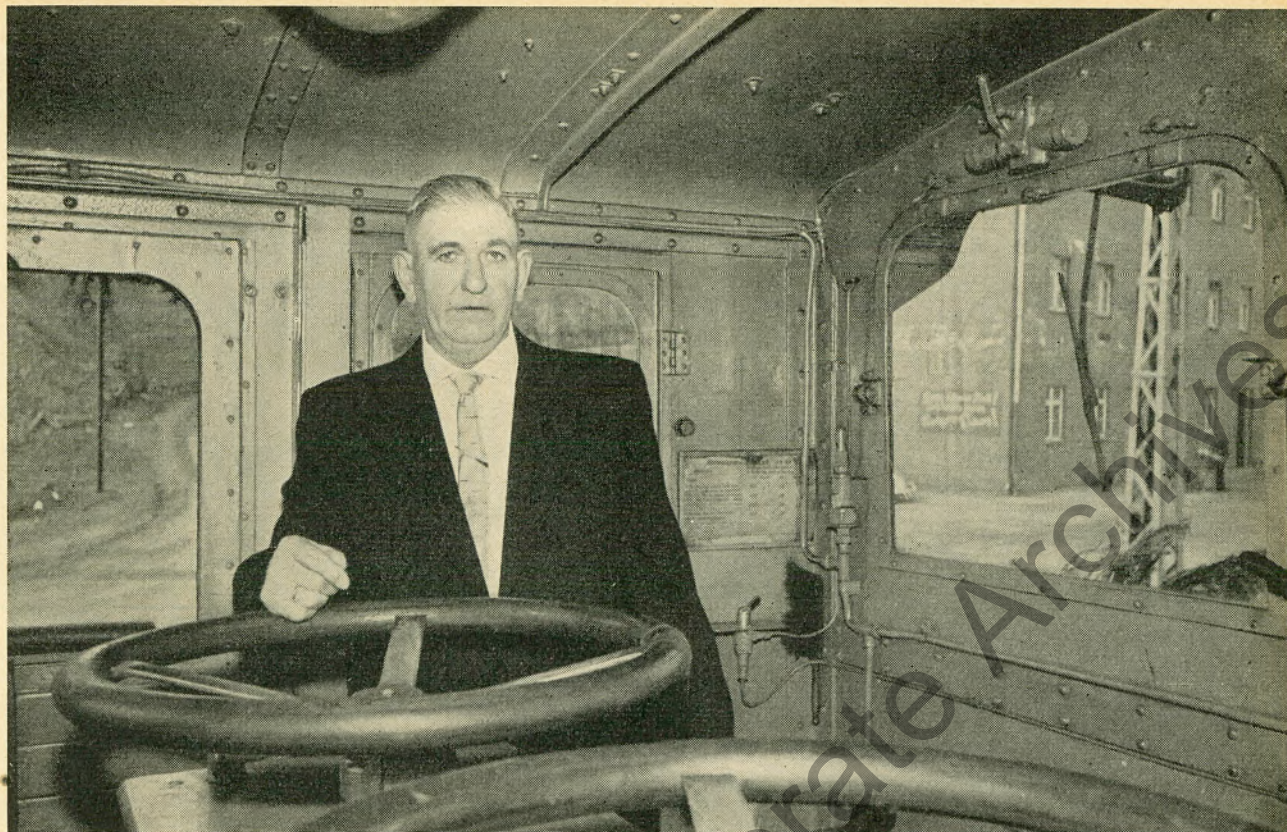
Von den gebotenen musikalischen Möglichkeiten (Gitarre, Akkordeon, Blockflöte) bevorzugen unsere Lehrlinge den Gitarrenkursus. Fotografieren konnten wir sie nicht dabei, denn sie hatten sich gerade erst vormerken lassen... Listenweise meldeten sie sich auch für Kurse in „Erster Hilfe“ und — wie könnte es anders sein — für die Arbeitsgemeinschaft Motortechnik und Verkehr, in der man, nachdem man an Schalttafeln, Magnettafeln, Miniaturfahrzeugen usw. das Nötige über den Straßenverkehr gelernt hat, kostenlos den Mopedschein erwerben kann.

Der Mensch ist wahrhaft zu beneiden, dem schon in früher Jugend so viel ideelle und praktische Unterstützung geboten wird zur Verankerung seines Herzens auf einem Lieblingsgebiet. Um wieviel

lernt man, was man muß, wenn am Ende des Tages und oft auch am Ende der Woche die Möglichkeit winkt, zu lernen, was man will! Freizeitfreude leiht uns Flügel, mit denen wir uns immer wieder über den Ernst des Lebens und das Grau des Alltags emporschwingen können.

Wer ein Vierteljahr lang regelmäßig ins „Haus der Jugend“ kommt, nimmt auch bei Beschränkung auf einen Kursus ein Bild der ungeheuren Vielfalt des hier Gebotenen in sich auf. Es lockt ein Film, ein Theaterabend, ein Konzert, irgendeine Frage führt in die „Bücherei der Jugend“, irgendwann einmal wird er hineingezogen in eine Diskussion, und schon ist auch für ihn das Ziel des Hauses erreicht: Mit offenen Augen und wachen Sinnen fängt er an, die Welt zu erleben, die für ihn als Einzelgänger so wirr und unbegreiflich war. Selbstkritisch geworden, beginnt er zu unterscheiden. Er wird sich klar über das, was er sieht, und lehnt Schlechtes ab. Er lernt, sich der auf ihn einstürmenden Welt der Technik zu stellen, die seine Eltern vielleicht ablehnen, aus der seine Großeltern am liebsten fliehen möchten... Er muß ja in ihr und mit ihr leben, also tut er das Beste: Er schwimmt mit dem Strom und fühlt, daß der Strom ihn trägt, denn er hat's ja gelernt, das Schwimmen: für 2,— DM im Vierteljahr!





50 Jahre

Franz Koll

Man sage nicht, früher sei ein junger Bursche nicht schon selbständig gewesen! Franz Koll jedenfalls — er kam als Zweijähriger mit seinem Vater nach Dortmund — beendete am 31. März 1909 seine Schulzeit, ging mit dem Schulranzen auf dem Rücken zu unserer Arbeiterannahme, wurde sofort eingestellt und nahm am nächsten Tag, also am 1. April, in unserem Werk die Arbeit als „Laufjunge auf dem Platz“ auf. Schon nach 18 Monaten wurde der 16jährige Rangierer an der Schmalspur, wo er 1914 zum Fahren kam. 1915 eingezogen, wurde er Anfang 1918 wegen Verwundung entlassen.

Jetzt ging er auf die Normalspur und fährt seit 1925 bis heute eine E-Lok. Nach 48jähriger Arbeit feierte er zum erstenmal in seinem Leben krank. „Zwar habe ich zweimal — 1913 und 1955 — einen Unfall erlitten. Das zwang mich zum Aussetzen. Aber Krankheit? Man soll sich die nicht anlassen! Und ich lasse mir von einem jungen

Burschen auch in der Arbeit nichts vormachen!“

Franz Koll hält noch heute viel vom Gehen. „Man muß sich eben am Laufen halten!“ 45 Jahre lang hat er täglich den langen Weg von und zur Arbeit — er wohnte in Körne — „bei Wind und Wetter“ zurückgelegt. „Und das, obwohl der Arbeitstag länger war als heute und oftmals 24 und mehr Stunden durchgefahren werden mußte. Und dann kam die Arbeit im Garten. Drei Sechziger Land hat es in sich. Aber es waren sechs hungrige Mäuler zu stopfen.“

Persönlich hat er viel Schweres erlitten. Innerhalb weniger Monate fielen zwei Söhne, von denen einer bei uns Rangiermeister war; er selbst wurde ausgebombt, wobei seine

Frau getötet wurde.

Am Abend spielt er sich „schöne Schallplatten“ vor. Oder er liest. Mögen ihm Spiel und Lesen noch recht lange vergönnt sein.



Man sieht August Wollers seine Jahre nicht an. Frisch ist sein Gesicht und sein Auge jung, er selbst kräftig und „kregel“. Am 25. März 1895 wurde er in Schareyken/Ostpreußen geboren. 1908 kam er nach Dortmund und fing am 8. April 1909 auf Hoesch an.

„Damals — ich kam zum Thomaswerk — mußte man als Bursche noch alles machen, sogar schrappen und putzen. Solche Frauenarbeiten waren also durchaus Jungensache.

Später kam ich als Probenjunge ins Martinwerk. Da konnte man viel lernen.

Ich konnte ja so auch im Labor herumschnüffeln, und da gab es viel zu sehen.

Aber man mußte ja auch mehr verdienen, und so kam ich als ‚Anhänger‘ an den

Kran im Martinwerk. Das war bei den früheren Verhältnissen keine leichte Arbeit.“

1915 wurde August Wollers eingezogen, 1917 schwer verwundet und im Januar 1918 deshalb

vom Militärdienst befreit. „Mit meinem Oberschenkelsteckschuß

war es nichts mehr im Martinwerk. ‚Können Sie nicht wenigstens schlossern?‘

fragte der Betriebschef. Nun, sagte ich, ich habe immer gerne gebastelt. Das genügte.

Ich wurde Betriebsschlosser. Der muß ja wahrlich die unterschiedlichsten Arbeiten beherrschen, denn jeder Betrieb und jede Arbeit ist ja anders. Schließlich wurde

ich hier Vorarbeiter.“

August Wollers ist der Bastelei als Hobby treu geblieben. Er hat sich auch erfolgreich

an den Steckenpferdwettbewerben beteiligt. Sonntags fährt er mit seiner Frau

in seinem Kleinwagen in die Borkenberge, ins Münster-, Sauer- oder Bergische Land.

Wir wünschen ihm, daß er seine Steckenpferde noch möglichst viele Jahre zu

reiten bzw. zu fahren vermag.

50 Jahre

August Wollers

Aus dem Bericht des Vorstandes über das elfte Geschäftsjahr 1957/58

Das Geschäftsjahr 1957/58 stand — wie bei allen Hüttenwerken der Bundesrepublik — gegenüber dem Vorjahre unter einem völlig veränderten Konjunkturklima. Während sich in den ersten Monaten des Geschäftsjahres die ansteigende Entwicklung fortsetzte, brach sie im zweiten Vierteljahr des Geschäftsjahres sowohl hinsichtlich des Zeitpunktes als auch der Intensität überraschend ab. Erstmals waren die mengenmäßige Erzeugung und der Umsatz gegenüber dem Vorjahre rückläufig.

Investitionen

Im Geschäftsjahr 1957/58 wurden durch den Abschluß wichtiger Investitionsvorhaben weitere Fortschritte in der Modernisierung der Betriebsanlagen erzielt.

Das herausragende Ereignis des Jahres war die Inbetriebnahme des neuen Breitbandwalzwerks im Mai 1958. Durch vorsorgliche Schulung der Belegschaft und tatkräftigen Einsatz aller Beteiligten gelang der Anlauf der neuen Straße so reibungslos, daß bereits nach 2½ Monaten der Übergang auf dreischichtigen Betrieb möglich war. Die Steckelstraße konnte schon Ende Juni 1958 stillgelegt werden; sie wurde an ein japanisches Unternehmen verkauft und wird zur Zeit abgebaut. Die neue Breitbandstraße ist eine der modernsten Anlagen ihrer Art und hat alle Erwartungen, insbesondere in qualitativer und leistungsmäßiger Hinsicht, voll erfüllt. Wenn es die Absatzlage erfordert, kann ihre Leistung mit relativ geringen zusätzlichen Investitionen stufenweise gesteigert werden.

Von großer Bedeutung für die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Walzwerke war die Inbetriebnahme der neuen Stripper- und Tiefofenanlage an der Blockstraße I. Hierdurch wurde der Engpaß unserer Tiefofenkapazität beseitigt.

In der Drahtverfeinerung wurde die Stahldrahtkapazität durch Errichtung einer dritten Patentierungsanlage und Aufstellung verschiedener neuer Drahtzüge weiter ausgebaut.

Auf Grund der guten Erfahrungen ersetzten wir im Werksverkehr weitere Dampflokomotiven durch Diesellokomotiven.

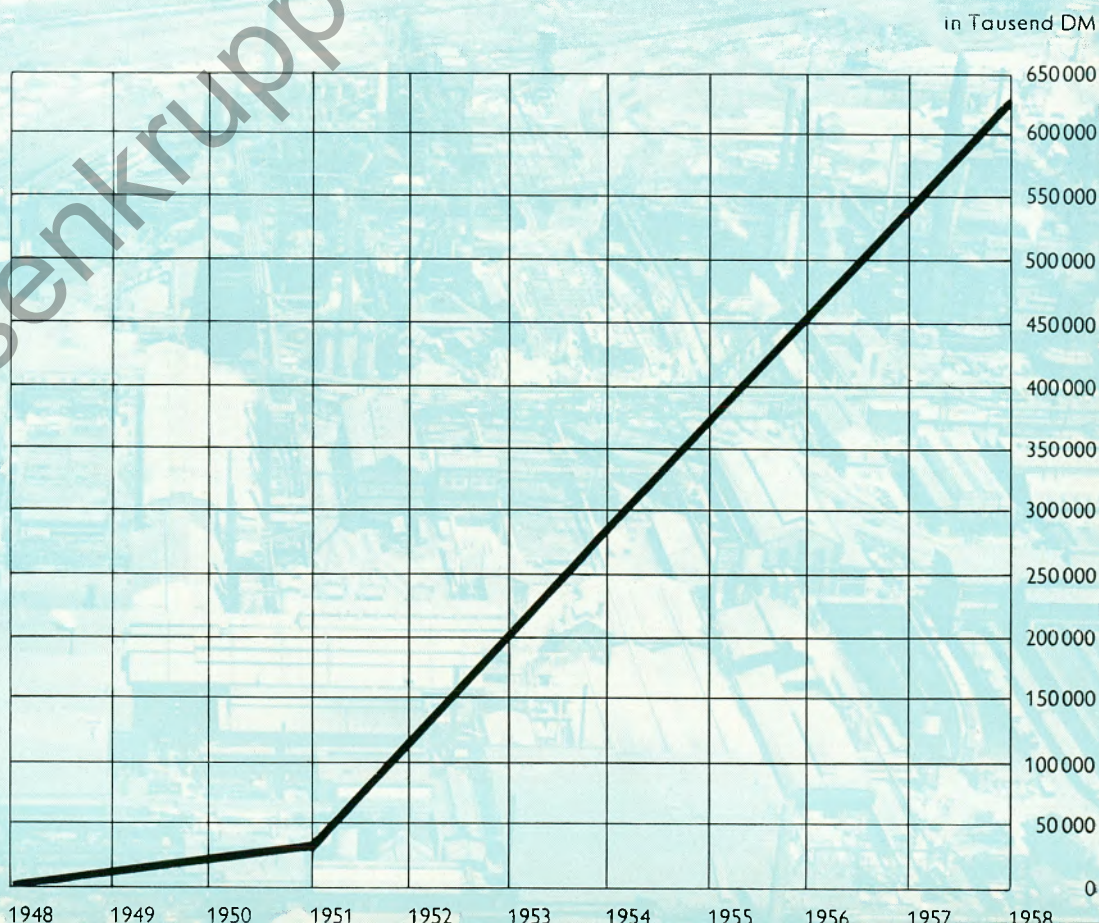
Wenn wir auch im Rahmen dieses Berichtes nur die wesentlichen Investitionen im einzelnen aufgeführt haben, so soll doch nicht unerwähnt bleiben, daß für den sicheren Ablauf der Produktion, für die Erhöhung der Wirtschaftlichkeit des Unternehmens, für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und für die Steigerung der Betriebs- und Unfallsicherheit die vielen kleinen und mittleren Investitionsvorhaben, die wir im Berichtsjahr durchgeführt haben, nicht minder bedeutungsvoll sind.

Erzeugung

Im Oktober 1957 haben wir mit 175330 t die bisher höchste Rohstahlerzeugung erzielt. Wenn auch in den folgenden Monaten diese Produktion nicht gehalten werden konnte, so erreichten wir doch in den ersten vier Monaten des Geschäftsjahres 1957/58 im Mittel 162450 t und damit 2795 t mehr als im Durchschnitt des Jahres 1956/57.

Erst ab Februar 1958 ging unsere Rohstahlerzeugung kräftig zurück und lag im Durchschnitt der Monate Februar bis September 1958 auf einer Höhe von 141400 t. Die gesamte Rohstahlerzeugung betrug im Berichtsjahr 1781000 t und war damit rund 134000 t (7%) geringer als im Vorjahre. Dieser Rückgang entfällt ganz auf die Siemens-Martin-Werke. Wir haben im Thomaswerk in 1957/58 sogar 33320 t und im Elektro-Stahlwerk 2560 t mehr erzeugt als im Vorjahr.

Seit der Währungsreform betrug der Zugang für Sachanlagen:



Die Roheisenerzeugung verminderte sich nur um 2,5%, da bis September 1958 das Thomaswerk als größter Roheisenverbraucher voll ausgelastet war und nur die Martinwerke ihre Roheisenabnahme einschränken mußten.

Der Erzeugungsrückgang zwang uns, die Arbeitsweise in den einzelnen Betrieben jeweils der veränderten Lage anzupassen. Es mußten Betriebseinschränkungen vorgenommen und die wöchentliche Arbeitszeit der Belegschaft zeitweilig herabgesetzt werden. Entlassungen waren unter den gegebenen Umständen nicht ganz zu vermeiden.

Geschäftslage

Im Laufe des Geschäftsjahres vollzog sich in der Eisen- und Stahlindustrie der Bundesrepublik der Wandel vom Verkäufer- zum Käufermarkt. Die damit gleichzeitig eingetretene Verschlechterung des Walzstahlsatzes war aber nicht die Folge eines verminderten Stahlverbrauches, vielmehr das Ergebnis des Wirksamwerdens einer ganzen Reihe anderer Faktoren.

Die eisen- und stahlverarbeitende Industrie, die in den jüngst vergangenen Jahren ihren Produktionsumfang stetig und zum Teil erheblich steigerte, hielt ein Bestellniveau, das den teilweisen Beschaffungsschwierigkeiten für Walzstahl, den langen Lieferzeiten und dem Wunsch entsprach, die Lagerhaltung der steigenden Wachstumsquote der Vorjahre entsprechend zu erhöhen. Als nun in den letzten Jahren die forcierten Investitionen in der Eisen- und Stahlindustrie die gewünschte Erzeugungssteigerung brachten, entfielen die Beschaffungsschwierigkeiten, und die Lieferfristen wurden kürzer. Nach diesen völlig veränderten Bedingungen erwiesen sich die Lagerbestände als viel zu hoch und zwangen zu einem beschleunigten Abbau. Die Dispositionen der Abnehmer erfolgten nun knapp und kurzfristig und führten zu einem rapiden

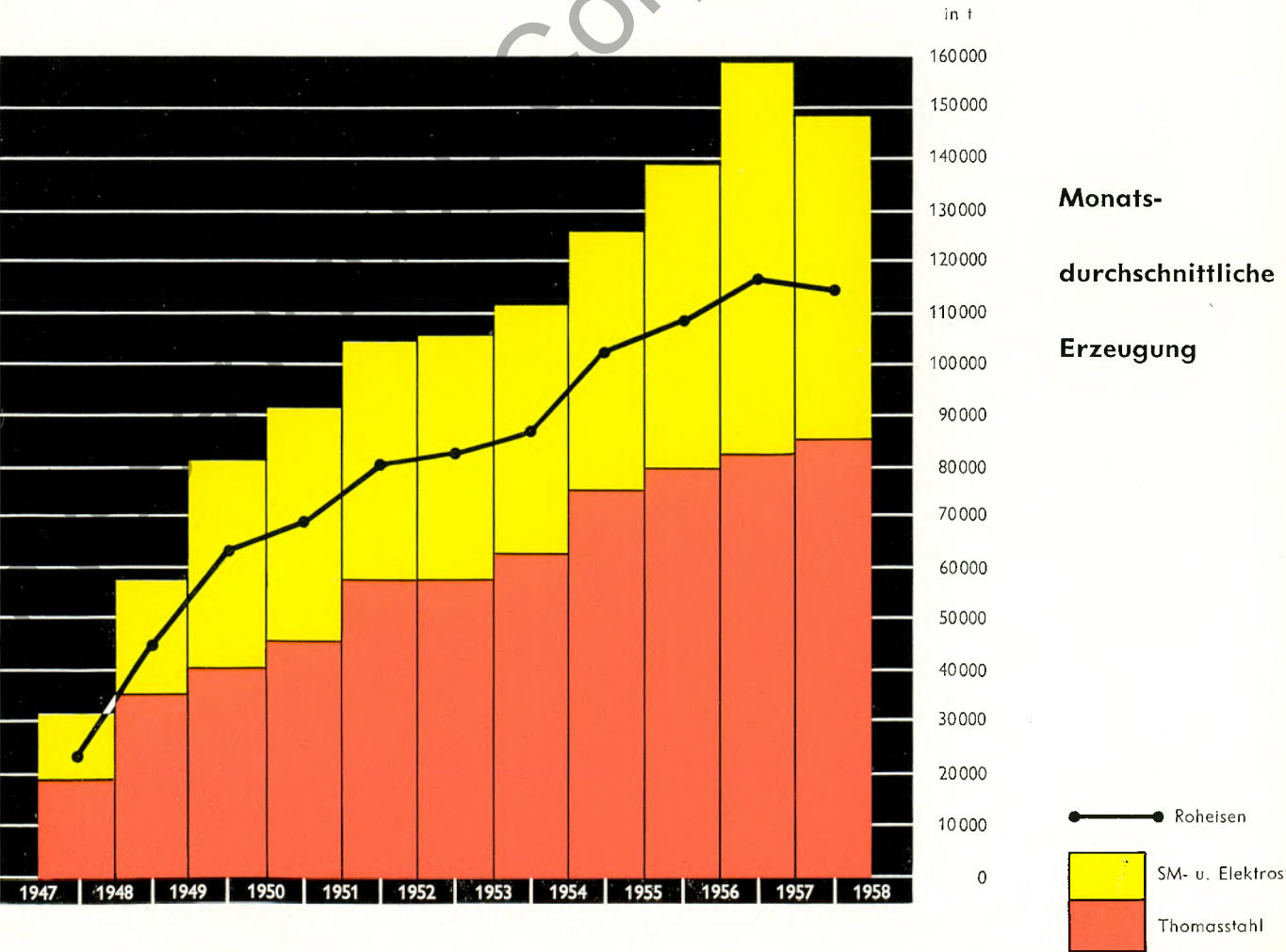
Absinken des Auftragsbestandes in der eisenschaffenden Industrie. Die nachteiligen Auswirkungen dieses Wandels der Verhältnisse begannen in den ersten vier Monaten des Kalenderjahres 1958 spürbar zu werden. Sie verstärkten sich durch die bereits Mitte des Jahres 1957 einsetzende Verschlechterung der Absatzbedingungen auf dem Weltmarkt.

Der Rückgang bei Fertigerzeugnissen konnte trotz Stilllegung des Werkes Barop und des Spezialblechwalzwerkes durch höheren Absatz bei sonstigen Fertigprodukten verhältnismäßig gering gehalten werden.

Während der Inlandsversand in 1957/58 mengenmäßig um 9% gegenüber 1956/57 zurückging, sank der Umsatz dank der Preisänderungen vom November 1957 nur um etwa 3%.

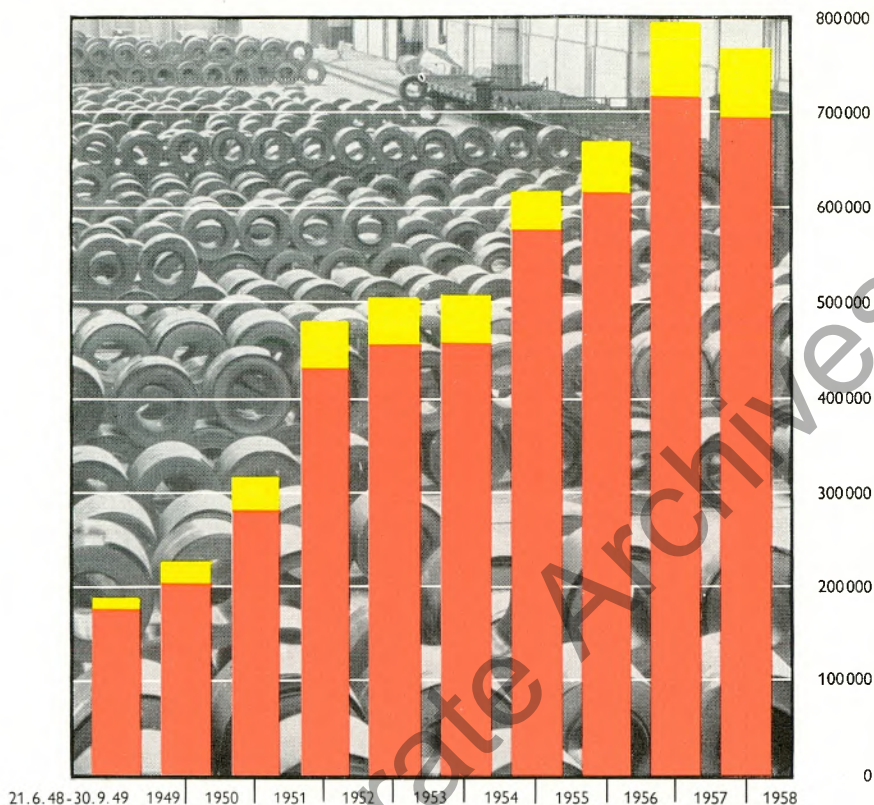
Trotz der um 24,5% erhöhten Exportmenge verminderte sich der Exporterlös gegenüber dem Vorjahre jedoch um 3,5%.

Die geschilderten Umstände machen es verständlich, daß sich unsere Erträge gegenüber dem Vorjahre wesentlich verschlechtert haben. Ertragsverbessernd wirkte zwar die im November 1957 zum teilweisen Ausgleich der erheblichen Kostenerhöhungen erfolgte Preisanhebung für Walzstahl bei Inlands- und Montanunionlieferungen um 4—6%. Belastend für die Ertragsrechnung waren dagegen die beachtlichen Mindererlöse bei Exportlieferungen in dritte Länder und die teilweise Streichung der Eisenpreiserhöhung vom November 1957 für Moniereisen und Grobbleche, die im Juni 1958 erfolgte. Neben den Veränderungen auf der Erlösseite sind im Berichtsjahre eine Reihe echter Kostenerhöhungen auf uns zugekommen, so unter anderem durch die Erhöhung der Koks- und Kohlepreise ab 1. Oktober 1957 mit anschließender Erhöhung der Energiepreise; ferner durch die Erhöhung der Löhne ab 1. Februar 1958 um 3,5% bis 4% und die der Gehälter ab 1. März 1958 um 6%.



Umsatz

(in 1000 DM)



Außerdem sind als Folge der Eisenpreiserhöhung eine Reihe von Zulieferungen teurer geworden, wie z. B. Kokillen, Walzen und Reserveteile.

Die eisenschaffende Industrie hat sich unter dem Zwang der Verhältnisse gegen Ende des Jahres 1957/58 zu einer fühlbaren Einschränkung ihrer Erzeugnisse entschließen müssen. Dies war eine wesentliche Voraussetzung, um in absehbarer Zeit die Überbestände beim Handel und bei den Verbrauchern abzubauen

und so zu einer Normalisierung der Nachfrageverhältnisse beizutragen.

Sozialbericht

Es wird auf die Februarausgabe unserer Werkzeitschrift verwiesen, in der unter „Aus unserer Sozialarbeit“ (Seite 72—75) ein ausführlicher Auszug veröffentlicht wurde.

Versand

Geschäftsjahre	Bundesgebiet		übrige Montanunionländer und dritte Länder		Gesamt
	Halbzeug	Fertigerzeugnisse	Halbzeug	Fertigerzeugnisse	
1950/51	254 400	524 300	600	94 600	873 900
1951/52	278 800	622 700	—	79 000	980 500
1952/53	288 000	558 200	2 200	78 400	926 800
1953/54	384 200	553 000	300	93 100	1 030 600
1954/55	440 700	712 800	100	67 300	1 220 900
1955/56	519 600	717 000	—	97 000	1 334 500
1956/57	641 400	767 800	—	124 800	1 534 000
1957/58	541 300	738 200	24 500	130 900	1 434 900

BILANZ ZUM 30 SEPTEMBER 1958

AKTIVA

	Stand am 1. Okt. 1957	Zugang	Abgang	Abschrei- bungen	Entnahme aus Wert- berichtigung	Stand am 30. Sept. 1958
	DM	DM	DM	DM	DM	DM
Anlagevermögen						
Bebaute Grundstücke mit Geschäfts- oder Wohngebäuden	25 673 000,—	445 611,85	350 949,19	678 162,66	—	5 089 500,—
Betriebsgebäuden	106 493 600,—	16 573 660,17	300 459,62	5 457 391,55	3 168 209,—	4 141 200,—
Unbebaute Grundstücke	6 671 200,—	124 181,60	15 417,80	63,80	—	6 779 900,—
Maschinen u. maschinelle Anlagen	280 217 400,—	112 790 419,47	3 342 826,61	61 753 209,70	33 000 683,1	4 911 100,—
Werkzeuge, Betriebs- und Ge- schäftsausstattung	34 484 400,—	5 886 371,03	26 174,05	3 689 196,98	—	6 655 400,—
Konzessionen, Patente, Lizenzen	1,—	—	—	—	—	1,—
	453 539 601,—	135 820 244,12	4 035 827,27	71 578 024,69	36 168 892,1	7 577 101,—
Beteiligungen	60 522 304,64	7 846 334,25	150,—	1,89	—	8 368 487,—
Unfertige Neuanlagen						7 465 447,26
Vorauszahlungen auf Neuanlagen						1 884 215,21
Umlaufvermögen						
Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe					52 907 483,—	39 002 333,—
Halbfertige Erzeugnisse					30 622 912,—	6 088 039,—
Fertige Erzeugnisse					9 327 414,2	2 387 876,8
Magazin- und sonstige Vorräte					33 871 074,7	2 293 651,8
Hypothekenforderungen					56 000,—	7 333 129,6
Vorauszahlungen					2 499 422,—	328 856,7
Warenforderungen					2 380 646,8	5 208 925,66
Konzernforderungen					2 822 065,27	7 216 155,73
Forderungen nach § 80 Akt.-Ges.						
Sonstige Forderungen						
Wechsel						
Kassenbestand, Landeszentralbank- und Postscheckguthaben						
Bankguthaben						
Rechnungsbetrag						

PASSIVA

	DM	DM
Grundkapital		225 000 000,—
Gesetzliche Rücklage		22 500 000,—
Sonstige Rücklage	50 366 833,29	
Übertrag auf Hoesch Werke AG	50 366 833,29	
Wertberichtigungen		
zum Anlagevermögen nach § 36 IHG	33 304 758,04	
zu Wohnungsbaudarlehen	9 493 000,—	
zum Umlaufvermögen	1 664 000,—	44 461 758,04
Rückstellungen		
langfristige für		
Ruhebezüge	92 534 242,—	
Sonstiges	2 250 433,14	
	94 784 675,14	
kurzfristige	22 914 778,35	117 699 453,49
Verbindlichkeiten		
Anleihe 1954	30 000 000,—	
Anleihe 1957 von Hoesch Werke AG	30 000 000,—	
Hypothekenschulden	2 240 731,04	
Darlehenschulden	33 447 250,—	
Langfristige Kredite	36 494 917,50	
Mittelfristige Kredite	41 579 500,—	173 762 398,54
Anzahlungen	2 157 500,—	
Warenschulden	50 050 267,90	
Konzernschulden	90 082 275,82	
Bankschulden	8 319 270,—	
Sonstige Schulden	13 134 972,08	163 744 285,80
Rechnungsabgrenzung		48 259,86
		747 216 155,73
Bürgschaften	6 257 650,—	
Vermögensabgabe		
Gegenwartswert	45 017 686,34	
Vierteljahresbetrag	833 429,35	

AKTIVA

Anlagevermögen

Seit dem 1. Oktober 1951, dem Zeitpunkt der Übertragung des Anlagevermögens auf die Hoesch-Westfalenhütte Aktiengesellschaft, haben sich die fertigen Sachanlagen wie folgt entwickelt:

	DM	DM
Sachanlagen zum 1. Okt. 1951		283 314 182,41
Zugang:		
Neuanlagen	563 365 339,55	
Änderung der Festwerte	32 274 432,93	595 639 772,48
		878 953 954,89
Abgang		22 052 650,23
		856 901 304,66
Abschreibungen:		
Normalabschreibungen	285 338 096,34	
Sonderabschreibungen nach § 36 IHG	93 986 107,32	379 324 203,66
Sachanlagen zum 30. Sept. 1958		477 577 101,—

Vom Anlagenzugang in Höhe von 595,6 Millionen DM wurden finanziert:

aus eigenen Mitteln	403,8 Mill. DM = 68%
aus Fremdmitteln	191,8 Mill. DM = 32%
	595,6 Mill. DM = 100%

Umlaufvermögen

Bei den Vorräten, die nach den bisherigen Grundsätzen bewertet wurden, haben die Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe um 16 Mill. DM

abgenommen, während die halbfertigen Erzeugnisse um 5 Mill. DM und die fertigen Erzeugnisse um 11 Mill. DM zunahmen.

Der Rückgang bei Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffen ist sowohl mengen- als auch wertbedingt und betrifft im wesentlichen die Auslandserze. Bei ihrer Bewertung ist nach den dem Bilanzstichtag eingetretenen Preisermäßigungen Rechnung getragen worden. Von den Hypothekenforderungen entfallen auf:

	30. 9. 1958	30. 9. 1957
	in 1000 DM	in 1000 DM
Baudarlehen gemäß § 7c EStG	8600	8286
Sonstige unverzinsliche Baudarlehen	51	54
Sonstige verzinsliche Baudarlehen	618	667
Sonstige Hypothekenforderungen	58	73
	9327	9080

Die Vorauszahlungen beziehen sich auf Warenbezüge und Leistungen.

In den Warenforderungen sind keine längerfristig gestundeten Posten enthalten. Sie entsprechen in ihrer Höhe ungefähr dem Fremdsatz des Monats September 1958. Für das in den Warenforderungen liegende Ausfallrisiko ist, wie in den Vorjahren, eine ausreichende Pauschalwertberichtigung gebildet, die in die „Wertberichtigung zu Posten des Umlaufvermögens“ einbezogen ist. Die Konzernforderungen enthalten in Höhe von 1,9 Mill. DM Vorauszahlungen an Organgesellschaften der Hoesch Werke Aktiengesellschaft. Der Restbetrag stammt aus dem laufenden Geschäftsverkehr mit Beteiligungsgesellschaften der Hoesch Werke Aktiengesellschaft, die nicht zum Organkreis gehören.

Die sonstigen Forderungen sind gegenüber dem Vorjahr um 1615000 DM höher, da wir im Berichtsjahr an verschiedene Wohnungsbaugesellschaften weitere Darlehen zur Durchführung von Bauvorhaben zugunsten unserer Belegschaft gegeben haben.

PASSIVA

Grundkapital und gesetzliche Rücklage sind gegenüber dem Vorjahr unverändert.

Der sonstigen Rücklage haben wir im Berichtsjahr für den steuerlich nicht abzugsfähigen Teil der Vermögensabgabe 2222478 DM entnommen. Den danach verbleibenden Betrag von 50366833,29 DM haben wir auf die Hoesch Werke Aktiengesellschaft übertragen, da nunmehr Ansprüche aus der Zeit vor der Gründung unserer Gesellschaft, für die die sonstige Rücklage in erster Linie vorgesehen war, nicht mehr zu erwarten sind.

Von der Wertberichtigung zum Anlagevermögen nach § 36 IHG wurde, wie bereits bei der Erläuterung des Anlagevermögens erwähnt, ein Teilbetrag von 36168892,16 DM auf Anlagen umgebucht, d. h. vom Anlagevermögen direkt abgesetzt.

Die Wertberichtigung zu Forderungen nach § 7c EStG erhöhte sich in 1957/58 um 1706000 DM. Zugeführt wurden dieser Wertberichtigung 1913000 DM für Abzinsung neugewährter Wohnungsbaudarlehen. Entnommen haben wir 207000 DM entsprechend der Rückzahlung fälliger Tilgungsraten.

Die Wertberichtigung zum Umlaufvermögen deckt die in den Warenforderungen, dem Wechselbestand und dem Wechselobligo liegenden Wagnisse.

Die Rückstellungen für Ruhebezüge sind versicherungsmathematisch errechnet. Sie sind gegenüber dem Vorjahr um 4171113 DM zurückgegangen, da nach Durchführung der Rentenreform durch die Sozialversicherungen unsere betrieblichen Leistungen für die zusätzliche Altersversorgung geringer geworden sind.

Die kurzfristigen Rückstellungen haben sich gegenüber dem Vorjahr nur unwesentlich erhöht.

Die Anleiheschulden werden gegenüber dem Vorjahr mit 60 Mill. DM in unveränderter Höhe ausgewiesen.

Von den Hypothekenschulden wurden 23000 DM planmäßig getilgt. In Höhe von 183000 DM sind neue Kredite für den Wohnungsbau aufgenommen worden.

Die übrigen lang- und mittelfristigen Kredite konnten durch fristgerechte Rückzahlungen im Berichtsjahr um 18971000 DM vermindert werden.

Die Warenschulden sind in 1957/58 durch unsere zurückhaltenden Einkaufsdispositionen um 14820000 DM zurückgegangen.

Die Konzernschulden haben gegenüber dem Vorjahr in erster Linie durch die Übertragung der freien Rücklage eine Erhöhung um 73,2 Millionen DM erfahren.

Die Verpflichtungen aus der laufenden Abrechnung haben sich um 23 Mill. DM erhöht. Dieser Mehrverschuldung steht aber zum 30. September 1958 die volle Abdeckung unserer Akzeptschulden in Höhe von 27,5 Mill. DM und die Verminderung unserer Bankschulden um 5,9 Mill. DM gegenüber.

AUFWENDUNGEN

GEWINN- UND VERLUSTRECHNUNG FÜR DAS GESCHÄFTSJAHR 1957/58

ERTRÄGE

	DM	DM
Löhne und Gehälter		111 280 913,44
Gesetzliche soziale Abgaben		14 529 655,93
Ruhebezüge		266 319,92
Sonstige soziale Aufwendungen		9 301 615,44
Wertberichtigungen zu Wohnungsbaudarlehn		1 846 150,01
Zinsaufwand		19 429 636,06
Steuern:		
a) ausweispflichtige Steuern	10 494 305,47	
b) sonstige Steuern und Abgaben	21 348 380,33	
c) Vermögensabgabe	3 333 717,40	35 176 403,20
Beiträge an Berufsvertretungen und Wirtschaftsverbände		1 540 419,92
Abschreibungen auf Anlagen		71 578 024,69
Sonstige Abschreibungen		1,89
Außerordentliche Aufwendungen		4 263 051,17
		<u>269 212 191,67</u>

	DM
Rohertrag nach Organschaftsabrechnung	265 880 470,61
Erträge aus Beteiligungen	416 065,62
Außerordentliche Erträge	693 177,44
Entnahme aus der sonstigen Rücklage	2 222 478,—
	<u>269 212 191,67</u>

Dortmund, im Februar 1959

HOESCH-WESTFALENHÜTTE AKTIENGESELLSCHAFT

Der Vorstand

Berndsen Dr. Harr Stamme Dr. Wohlgemuth

Nach dem abschließenden Ergebnis unserer pflichtmäßigen Prüfung auf Grund der Bücher und der Schriften der Gesellschaft sowie der vom Vorstand erteilten Aufklärungen und Nachweise entsprechen die Buchführung, der Jahresabschluß und der Geschäftsbericht, soweit er den Jahresabschluß erläutert, den gesetzlichen Vorschriften.

Düsseldorf, im Februar 1959

DEUTSCHE TREUHAND-GESELLSCHAFT

Herlan

Wirtschaftsprüfer

ppa. Dr. Steinhoff

Wirtschaftsprüfer

30. 9. 1958 = 1133 werkseigene Wohnungen

867

30. 9. 1948



1946 = 580

30. 9. 1958 = 2417 werksgebundene Wohnungen



GEWINN- UND VERLUSTRECHNUNG

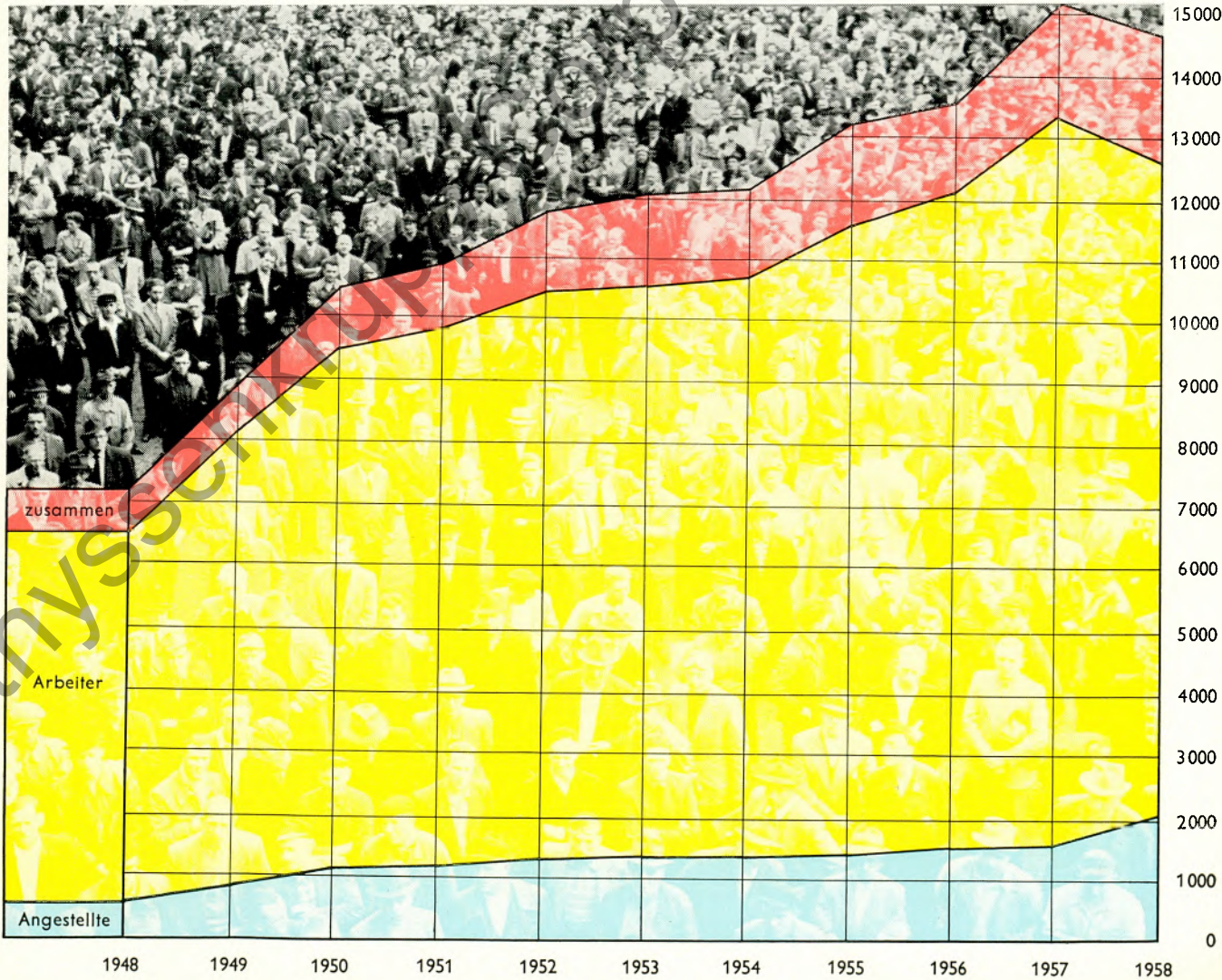
Der Rohertrag gemäß Aktiengesetz beträgt nach Organschafts-abrechnung 265880470,61 DM.
Die Erträge aus Beteiligungen in Höhe von 416000 DM betreffen unseren Anteil an der Gewinnausschüttung der Rheinisch-West-fälische Kalkwerke Aktiengesellschaft, Dornap, der Agil Schweiß-draht Dr. Vaas GmbH., Dortmund, und der Thomasmehl-gesellschaft mbH., Köln.
Die außerordentlichen Erträge enthalten neben den Erträgen aus der Teilauflösung der steuerfreien Rücklage für Ausfuhr-förderung die Erträge aus der Auflösung von freigewordenen Wertberichtigungen für langfristige Darlehen.
Bei den Aufwendungen haben sich Löhne, Gehälter und gesetzliche soziale Abgaben gegenüber 1956/57 besonders durch die Tarif-erhöhung vom Februar und März 1958 um rund 11573000 DM auf 111281000 DM erhöht.

Der als Aufwand für Ruhebezüge ausgewiesene Betrag enthält, wie wir bereits im Sozialbericht ausgeführt haben, die Zuweisung zur Rückstellung für Ruhebezüge im Berichtsjahr.
Der gegenüber dem Vorjahre höhere Zinsaufwand enthält erstmalig den Zinsendienst für die uns von der Hoesch Werke Aktiengesellschaft intern gewährte Anleihe von 30 Mill. DM.
Die außerordentlichen Aufwendungen betreffen überwiegend die nach Saldierung mit den entsprechenden Erlösen verbliebenen Verluste aus dem Verkauf oder der anderweitigen Verwertung von Anlagegegenständen.
Nach Organschaftsabrechnung mit der Hoesch Werke Aktien-gesellschaft ist die Gewinn- und Verlustrechnung ausgeglichen.

DER VORSTAND

Berndsen Dr. Harr Stamme Dr. Wohlgemuth

Belegschaftsentwicklung



UNSERE EHRENTAFEL

Jubilare Mai 1959

50

KARL SPECHT
Hauptregistratur

40

AUGUST GARTNER
Mechanische Werkstätten

HEINRICH SANDMEIER
Hochofen

JOHANN BRÄUTIGAM
Betriebswirtschaft

FRIEDRICH BROSENT
Stahlwerk III

HERMANN SCHULTE
Breitbandwalzwerk

KARL REINECKE
Kaliberwalzwerke

ERNST NASGOWITZ
Sozialwerkstätten

LUDWIG HÜHN
Elektromagazin

JOHANNES STEIN
Eisenbahnbetrieb

ALBERT BRÖCKER
Hochofen

WILHELM HARTMANN
MA-Hochofen

GUSTAV OSTERMÖLLER
Breitbandwalzwerk

KARL BODEWEIN
Walzendreherei

FRIEDRICH HOLSTE
MA-Stahlwerke

25

PAUL BECKER
Mechanische Werkstätten

GUSTAV BODENDIECK
Mechanische Werkstätten

MATHIAS BONDE
Hochofen

WILHELM MÖCKEL
Bauhof

ERICH SONNENBORN
Elektrotechnische Abteilung

AUGUST SCHÜCHTERMANN
Mechanische Werkstätten

PAUL CZUBA
MA-Stahlwerk

HEINRICH FRIEHOFF
Mechanische Werkstätten

EDUARD PRIEBE
Allgemeiner Fahrbetrieb

FRANZ MARSZALKOWSKI
Kaliberwalzwerke

FRITZ GOCKEL
Kaliberwalzwerke

GUSTAV ROLLWAGEN
MA-Stockheide

FRANZ NIGGEMEIER
Kaliberwalzwerke

WALTER HÜNNES
Mechanische Werkstätten

HERMANN KNUTH
MA-Stockheide

STANISLAUS PAPINSKI
Elektrotechnische Abteilung

HEINRICH OELKER
Breitbandwalzwerk

HELMUT EWERT
Maschinenabteilung

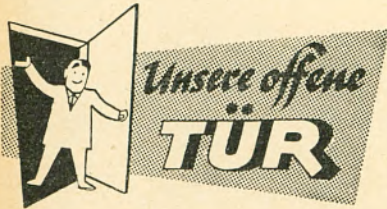
AUGUST SCHNEIDER
Kaliberwalzwerke

WILLY BÜCHEL
Telefonbüro

WALTER HARTMANN
Lohnbüro

BERNHARD NIEBORAK
Maschinenabteilung





Eine Gruppe Franzosen



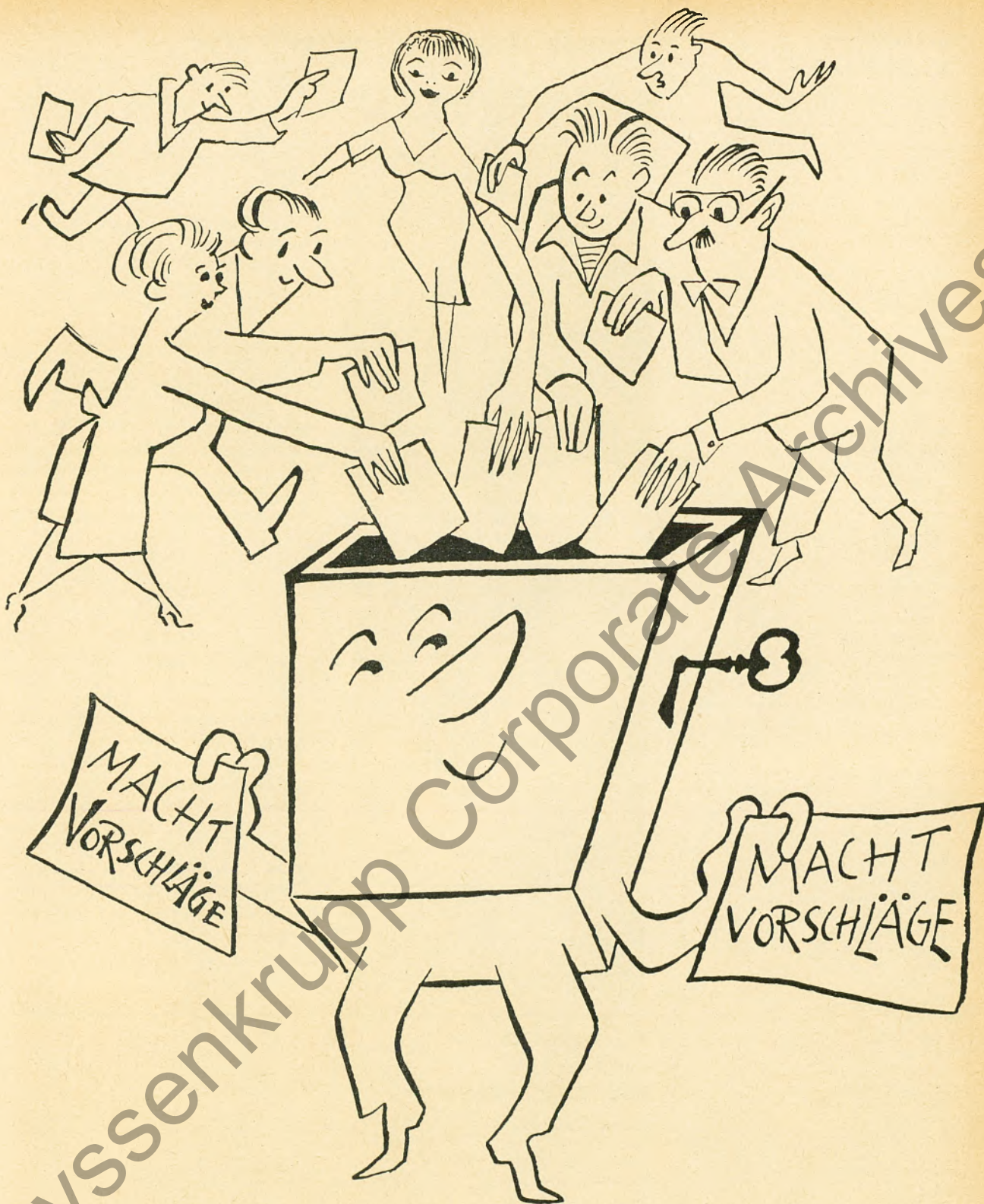
Ja, die Nationalitäten! Manchmal geht es bei uns wahrlich bunt zu. So besuchten uns innerhalb dreier Tage: 15 Franzosen, 13 Engländer, 40 Finnen und 43 Holländer. An einem anderen Tage war eine Besuchergruppe besonders bunt: Es handelte sich um Rundfunk- und Fotoreporter aus Vietnam, der Tschechoslowakei, Jugoslawien, Sowjetrußland, Ungarn, Österreich, Griechenland, der Türkei, Schweden, Holland und Irland. Im übrigen besuchten uns in den letzten vier Wochen: 20 Angehörige des Inter-

nationalen Studienkreises der Sozialarbeiter in Dortmund, 40 Hörer der Volkshochschule Hahn, 30 Teilnehmer der Tischtennismeisterschaften, 22 kaufmännische Lehrlinge der Fa. Brown, Boveri & Cie., Dortmund, 20 Studenten aus Dänemark, 25 Schüler aus England, 20 Vertreter der Firma Hoesch Eisenhandel, 35 Schüler der Gewerbeschule Bielefeld, 6 Kunden aus Hohenlimburg, 7 Holländer aus Rotterdam, 30 Metallarbeiter aus Berlin, 80 Referendare, 20 Schüler aus der Schweiz, 20 Lehrer aus Brilon, 30 Architekten aus

Dortmund, 20 Studenten der Staatl. Ingenieurschule für Bauwesen in Berlin, 30 Schüler der Gewerblichen Berufsschule Dortmund, 40 Lehrlinge der Anker-Werke AG Bielefeld, 30 Mechanikerlehrlinge der Gewerblichen Berufsschule Kassel, 15 Herren der Kommende Dortmund-Brackel, 10 Mitarbeiter der Firma Heinrich Jung, Lüdinghausen, 30 Abiturientinnen aus Holland, 25 Studenten der Technischen Hochschule Darmstadt und 40 Lehrlinge der Anker-Werke AG Bielefeld.

35 ausländische Journalisten besichtigten die Hütte





Überall sind Verbesserungen möglich! Da kann eine Maschine noch so gut sein, da kann jeder Handgriff noch so gut seit Jahrzehnten sitzen.

Überall auch hängen unsere Briefkästen, die sich gern mit den Vorschlägen für Verbesserungen und auch für Unfallverhütung füllen lassen.

Damit keine Verzögerungen eintreten — geben Sie Ihrem Brief die Anschrift:

Dipl.-Ing. Sondermann, Profilwalzwerke

Arbeitsbereiche der Angestellten- Betriebsratsmitglieder

Helmut Latta

Versuchsanstalt
Eisenbahn
Lochkartenabteilung
Bergbauausrüstung
Kaliberwalzwerke
Einkauf
Bauhof
Rechnungsprüfstelle
Stahlwerksbüro
Werksaufsicht
Qualitätsstelle
Verkauf

Walter Adelt

Lohnkasse
Brennstoffversorgung
Personalabteilung
Sekretariate
Gehälterkasse
Statistik
Hausverwaltung
Marktforschung
Produktionsabteilung
Kaltwalzwerk
Breitbandwalzwerk
Geschäftsbuchhaltung
Verkaufsabrechnung
M.A. Stahlwerke
Betriebswirtschaft
Hafen Hardenberg
Verfrachtung
Walzwerke/Maschinenabteilung

Franz Thiesbrummel

Sozialabteilung
Lohn- und Tarifwesen
Pressestelle
Telefonbüro
Postbüro
I- u. R-Büro
Betriebsärztliche Dienststelle
Unfallstation
Wohnungswirtschaft
Techn. und Kaufm. Revision
Betriebskrankenkasse
Belegschaftsversorgung
Gästehaus
Werkschenke
Hauptmagazin
Lehrwerkstatt
Sozialwerkstatt
Mechanische Werkstätten
Autowerkstatt
Anlagenbuchhaltung
Betriebsbuchhaltung
Neubauabteilung
Energiewirtschaft

Robert Baukloh

Hochofen
M.A. Hochofen
Martinwerk I/II
Elektrostahlwerk
Martinwerk III
Elektrische Abteilung
Stahlbau
Steinfabrik
Phosphatfabrik
Zementfabrik
Drahtverfeinerung
Thomaswerk
Bauabteilung

Das Betriebsratsmitglied

Helmut Janfeld betreut den
Bereich seiner DAG-Vertrauensleute

Unsere Angestelltenvertreter



Helmut Latta, 30 Jahre, Tel. 4450

Beruf Chemotechniker; beschäftigt seit 1943; seit 1948 Vertrauensmann; seit 1957 im Betriebsrat; seit 1. Oktober 1958 stellvertretender Betriebsratsvorsitzender; Vertreter in der Vertreterversammlung der IG Metall; Absolvent der Sozialakademie Dortmund; ehrenamtlicher Arbeitsrichter.



Franz Thiesbrummel,
46 Jahre, Tel. 4381

Beruf kaufmännischer Angestellter; beschäftigt seit 1938; Betriebsratsmitglied seit 1955; 1. Vorsitzender der Berufsgruppe kaufmännische Angestellte der IG Metall, Dortmund; Vertreter in der Vertreterversammlung der IG Metall, Dortmund; CDU-Ratsmitglied der Stadt Dortmund; Aufsichtsratsmitglied der Gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft, Hombruch-Barop; Absolvent der Sozialakademie Dortmund.

Sein Hobby sind Zeitungen, Bücher, überhaupt die Literatur.

Arbeitsbereiche der Arbeiter- Betriebsratsmitglieder

Wilhelm Dombowski

betreut 750 Personen
Martinwerk I/II und Maurer
Stahlwerk III

Albert Pfeiffer

betreut 894 Personen
Allgemeine Verwaltung
Versuchsbetriebe
Sozialwerkstatt
Wäscherei
Lehrwerkstatt
Gärtnerei
Werksküche
Gästehaus
Qualitätsstelle
Allgemeiner Fahrbetrieb

Karl-Heinz Vernholz

betreut 433 Personen
Elektrostahlwerk
Stahlbau

Schrottplatz Martinwerk
Reserveteillager
Blockhobelei
Stahlgießerei

Wilhelm Fige

betreut 150 Personen
Waggonwerkstatt
Bergbauausrüstung
Sport- und Erholungsanlage

Emil Hahnke

betreut 671 Personen
Eisenbahn

Bernhard Bröckelmann

betreut 831 Personen
Walzwerk I
Walzwerk III
Halbzeugstraße
Walzwerk IV/V
Drahtwalzwerk
Feineisenstraße
Schlosserei Markhöfer
Walzendreherei

Walter Jendhoff

betreut 844 Personen

Helmut Janfeld, 38 Jahre, Tel. 6718

Beruf Werkstoffprüfer; Diplom als englischer Handelskorrespondent; beschäftigt seit 1952. Rationalisierungs- und Betriebsratskurse; Vorstandsmitglied der Berufsgruppe technische Angestellte und Mitglied des Arbeitsausschusses der entflochtenen Industrie (DAG).

In den Freistunden wandert er viel; als Mitglied des Alpenvereins ist er ein begeisterter Bergsteiger.



Robert Baukloh, 60 Jahre, Tel. 6811

Beruf Maschinenschlosser; beschäftigt seit 1920; Betriebsrat von 1929 bis 1933; seit 1948 Vertrauensmann und ab 1955 erneut im Betriebsrat; Vertreter in der Vertreterversammlung der IG Metall; 2. Vorsitzender der Berufsgruppe Werkmeister der IG Metall, Dortmund.



Walter Adelt, 37 Jahre, Tel. 5135

Beruf kaufmännischer Angestellter; beschäftigt seit 1952; Absolvent der Sozialakademie; vier Jahre Rechtsschutzsekretär des DGB. Vertrauensmann der IG Metall seit 1956, seit 1958 2. Vorsitzender der Vertrauensleute; Mitglied der Vertreterversammlung der Betriebskrankenkasse. Sein Hobby: Schwimmen. Ortsvorsitzender der Deutschen Lebensrettungs-Gesellschaft.



Zurichterei I
Trägerlager
Zurichterei II
Zurichterei Feineisenstraße
Schlosserei Herbst
Torstahlfabrikation

Hermann Stachel
betreut 548 Personen
Hochofen
Maurer
Rohrschlosser

Fritz Heß
betreut 567 Personen
Kaltwalzwerk

Erich Erlenhofer
betreut 601 Personen
Elektrotechnische Abteilung

Hermann Hoffmann
betreut 505 Personen
Bauabteilung
Gleisbau
Bauhof
Schreinerei

Helmut Wolf
betreut 493 Personen
Drahtverfeinerung
Energiewirtschaft
Baustahlgewebe

Johann Jendhoff
betreut 838 Personen
Breitbandwalzwerk
M.A. Außenbetriebe
M.A. Stahlwerk III
Hafen Hardenberg

Heinz Groß
betreut 458 Personen
Erzvorbereitung
Sinteranlage
Zementfabrik
Schlackenverwertung

Herbert Büttig
betreut 511 Personen
Dreherei einschl. Abnahme
und Schlosserei
Kran- und Kettenprüfung
Rohrschlosserei
Schmiede
Metallgießerei
Lok-Werkstatt
Kranführer u. Baggermaschinisten
Hauptmagazin
Elektromagazin
Sauerstoffanlage

Horst Roggenbach
betreut 446 Personen
Thomaswerk
Dolomitanlage — Mischer
und Platz

Ernst Reich
betreut 638 Personen
M.A. Hochofen
M.A. Kessel

Hans Schaffrin
betreut 511 Personen
M.A. Thomas
M.A. Martinwerk I/II

Franz Kaesler
betreut 587 Personen
M.A. Walzwerk I/III
M.A. Halbzeugstraße
M.A. Feinwalzwerke
M.A. Feineisenstraße

Georg Funke
betreut 500 Personen
Werksaufsicht
Feuerwehr
Steinfabrik
Phosphatfabrik
Brikettierung

Wer reisen will

Die Betriebskrankenkasse empfiehlt denjenigen Belegschaftsmitgliedern, die in ihrem Urlaub nach Belgien, Holland, Luxemburg, Italien, Frankreich und Österreich fahren wollen oder eine Besuchsfahrt in die genannten Länder machen, einen hierfür vorgesehenen Berechtigungsschein für Krankenbehandlung abzuholen. Er ist erhältlich bei Frau Pieper (Tel. 4244). Sollte dieser Ausweis nicht benötigt werden, so kann er nach Ablauf des Urlaubs vernichtet werden.

Das sollten Sie wissen!

Um die meisten industriellen Hautkrankheiten zu verhüten, genügt einfache Seifen- und Wassersauberkeit. Aus diesem Grunde sollten auch die Arbeitsstätten mit sauberen, gut ausgerüsteten Toiletten, Waschräumen sowie mit genügend Duschräumen ausgestattet werden. Außerdem müssen die Waschräume mit fließendem kaltem und warmem Wasser, milder Seife und immer ausgewechselten Handtüchern versehen sein. Rollhandtücher sind hier ein Greuel und sollten für immer verfemt sein.

Wir kommentieren und glossieren

Konjunkturoptimismus

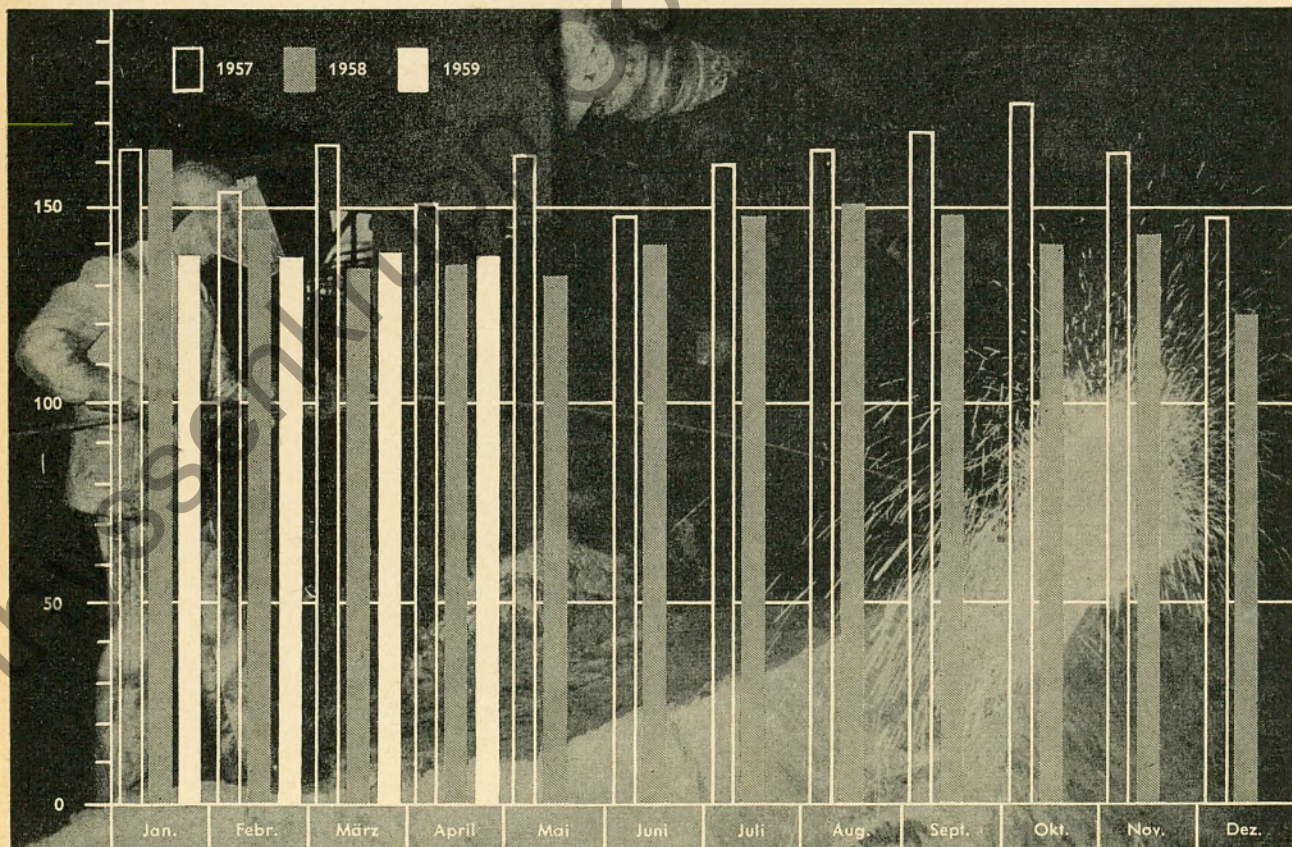
Wie der Frühling so viel früher gekommen ist und wärmer wurde als in vergangenen Jahren, so hat sich in den deutschen Wirtschaftskreisen nach der vorhergegangenen gedämpften Stimmung der Wintermonate in den letzten Wochen ein Konjunkturoptimismus durchgesetzt, wie ihn niemand erwartet hatte und wie er in den früheren Jahren nicht zu verzeichnen war. Das soll allerdings nicht besagen, daß die wirtschaftliche Entwicklung noch steiler aufwärtsgesht als in den besten Zeiten der Hochkonjunktur, sondern nur, daß ein ausgeprägter Stimmungsumschwung eingetreten ist. Er wird mit dazu beitragen, daß der wirtschaftliche Aufschwung stärker sein wird als im Vorjahr, als er mit einer Zunahme der Umsätze und Produktion von etwa 5 Prozent allerdings verhältnismäßig schwach ausfiel. Bei den gegenwärtigen Hauptversammlungen der großen Firmen kann man diese Atmosphäre deutlich spüren. Man spricht kaum noch von den drei dunklen Punkten, dem Bergbau, der Stahl- und Textilindustrie.

Die Situation in der Stahlindustrie hat sich geändert. Der Hauptgrund sind die amerikanischen Bestellungen und das Ansteigen auch des übrigen Exportgeschäftes. Die Hoesch-Westfalehütte AG hat als erstes Stahlunternehmen die volle Ausnutzung ihrer Kapazität von jährlich 2 Millionen t gemeldet. Noch im Januar waren 25 bis 30 Prozent der Stahlkapazität ungenutzt.

Auch der Textilindustrie geht es dank der Kaufkraft der breiten Schichten und dem vorhergegangenen Abbau der Lager besser.

Von den Pfeilern, die gleichbleibend seit Jahren die gute deutsche Konjunktur tragen, ist wohl an erster Stelle die Ausfuhr zu nennen. Der deutsche Export steigt weiterhin. Da die Einfuhr mengen- und wertmäßig sinkt, verzeichnet das erste Vierteljahr den erstaunlich hohen Ausfuhrüberschuß von 1,32 Md. DM gegen 917 Mill. DM im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 141635 t

Nachkriegshöchstleistung Okt. 1957 = 175330 t

Vorkriegshöchstleistung März 1939 = 123536 t

TECHNIK UND PRODUKTION

Die zehn größten Stahlunternehmen der Welt

USA	United States Steel Corp.	30 570
USA	Bethlehem Steel Co.	17 320
USA	Republic Steel Corp.	7 700
UdSSR	Hüttenkombinat Magnitogorsk	6 600
USA	Jones and Laughlin Steel Corp.	5 400
USA	Inland Steel Company	4 990
USA	Armco Steel Corp.	4 900
USA	National Steel Corp.	4 810
USA	Youngstown Sheet and Tube Company	4 630
UdSSR	Hüttenkombinat Stalinsk	4 000

In dieser Liste — zusammengestellt nach der Rohstahlerzeugung 1957 in 1000 metr. t — erscheinen also nur zwei Länder, die USA und die Sowjetunion; auf diese zehn größten Stahlunternehmen entfällt knapp ein Drittel der Rohstahlproduktion der Welt. Auch in dieser Liste fehlen europäische Namen.

Überraschend ist vielleicht, daß in der ersten Tabelle ein chinesisches Hüttenwerk erscheint, weil in letzter Zeit vorwiegend über die kleinen und kleinsten Hochöfen berichtet wurde, die gewissermaßen, getragen von einer Volksbewegung, wie Pilze aus der Erde geschossen sind. Aber auf diese „Heimarbeit“ entfallen nur etwa 2 Millionen t Rohstahl bei einer Gesamtproduktion Chinas von 11 Millionen t. Somit ist mehr noch als die Kleinanlagen das Hüttenwerk Anshan charakteristisch für den Aufbau einer Stahlindustrie in einem Land, dessen Stahlproduktion vor dem zweiten Weltkrieg nicht nennenswert war.

Export der sowjetischen Maschinenindustrie

Auf der Jahreskonvention der National Machine Tool Builders Ass. in Hot Springs/Va., machte der geschäftsführende Vizepräsident des Verbandes, Ludlow King, Ausführungen über die derzeitige Lage der amerikanischen Werkzeugmaschinenindustrie und über die mögliche Bedrohung der Exporte der USA durch verstärkte Produktion und Ausfuhren der UdSSR. Die Geschäftstätigkeit im bisherigen Verlauf des Jahres 1958 sei eine der ungünstigsten der letzten Dekade gewesen, obwohl man hoffe, daß das letzte Jahresviertel eine Besserung bringen werde. Die Auftragseingänge beliefen sich in den ersten 9 Monaten des Jahres 1958 auf 200 Mill. Dollar, verglichen mit 445 Mill. Dollar in der gleichen Periode des Vorjahres. Während in den ersten 3 Quartalen der Absatz nur 319 Mill. Dollar gegenüber 680 Mill. Dollar im gleichen Zeitraum 1957 betrug, wird das Dollarvolumen für das ganze Jahr auf wenig mehr als 400 Mill. Dollar gegenüber 844 Mill. Dollar 1957 geschätzt.

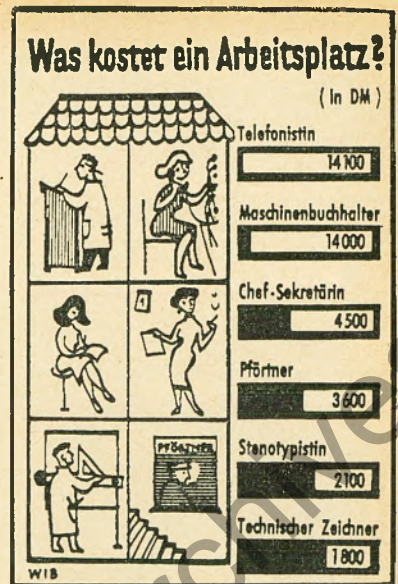
Eine Bedrohung der amerikanischen Werkzeugmaschinenindustrie müsse durch die gesteigerte Aktivität der UdSSR erwartet werden. Für 1959 sei von der UdSSR eine Erzeugungsrate von 200000 Einheiten bei voller Ausnutzung der Kapazität vorgesehen. Auch das amerikanische Außenministerium zeige sich über die Aktivität der sowjetischen Werkzeugmaschinenindustrie besorgt. Lieferungen der UdSSR nach Iberoamerika seien zu Preisen erfolgt, die 30 bis 50% unter denen westeuropäischer Herstellerfirmen lagen.

Kohlenhalden in der Montanunion

Anfang November lagen innerhalb der Montanunion 24 109 000 Tonnen Kohlen auf Halden, und zwar in Deutschland 8 081 000 Tonnen, in Frankreich 7 643 000 Tonnen, in Belgien 6 610 000 Tonnen, im Saarland 897 000 Tonnen, in den Niederlanden 838 000 Tonnen und in Italien 40 000 Tonnen.

Bundesrepublik drittgrößter Exporteur

Nach den USA und Großbritannien ist die Bundesrepublik der drittgrößte Exporteur der Welt. Ihre Ausfuhr war in allen Jahren seit 1952 wertmäßig höher als die Einfuhr. Im letzten Jahr betrug der Exportüberschuß rund 6 Milliarden DM. Den Hauptanteil der bundesdeutschen Ausfuhr stellte der Maschinenbau mit 20 Prozent und die Kraftfahrzeugindustrie mit 12 Prozent. Gegenüber dem Vorjahr wurden 40 Prozent mehr Autos ins Ausland verfrachtet. Bei den Einfuhren konnte die Bundesregierung auf dem Ernährungssektor eine Drosselung der Importe von 6 bis 7 Prozent erreichen. Der Handel mit den Ostblockstaaten ist gemessen am gesamten Außenhandel mit 4 Prozent sehr gering.



Im Bundesdurchschnitt rechnet man für einen Arbeitsplatz rund 10 000 DM. Das sind bei 19,4 Millionen Beschäftigten im Bundesgebiet fast 200 Md. DM, die in der westdeutschen Industrie investiert sind. Interessant ist, daß die Arbeitsplätze in der Verwaltung der Betriebe nur 7450 DM kosten, während man für einen Maschinenarbeiter im Durchschnitt 12 000 DM anlegen muß. Im Zuge der Rationalisierung und Automation werden sich die Kosten je Arbeitsplatz noch wesentlich erhöhen. Allerdings wird damit auch der Ertrag, den jeder Beschäftigte erwirtschaftet, höher werden.



Die Belastung der Volkswirtschaft durch Steuern und Sozialausgaben hat in der Bundesrepublik die stattliche Höhe von 31,6% erreicht. Damit steht Deutschland an erster Stelle unter den europäischen Ländern. Das Steueraufkommen in der Bundesrepublik betrug im letzten Jahr zusammen mit den Lastenausgleichs- und Kohleabgaben 52,8 Md. DM oder 22,7% des Bruttosozialprodukts. 30,8 Md. DM entfielen auf den Bund, 22 Md. DM auf die Länder und Gemeinden. Dazu kommen noch mehr als 20 Md. DM für Sozialausgaben, die in Form von Beiträgen erhoben werden. Das trotzdem vorhandene Defizit der Sozialversicherung wird durch Bundeszuschüsse abgedeckt.

Neue Bücher der Büchergilde

Im zweiten Vierteljahr 1959

Eugen Kogon

Der SS-Staat

Buch 459, Format 13×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 420 Seiten, 6,15 DM

Man hat dieses Buch „das klassische Werk über die deutschen Konzentrationslager“ genannt. Der Verfasser hat als Häftling des Lagers Buchenwald das von ihm geschilderte System des Terrors am eigenen Leibe erlebt und als unbestechlicher Chronist das hier wiedergegebene Material gesammelt.

Friedrich Schiller

Dramen I

Buch 454, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen, etwa 620 Seiten, 6,15 DM

Die Büchergilde bringt aus Anlaß von Schillers 200. Geburtstag eine vierbändige Ausgabe heraus, die von Prof. Benno von Wiese eingeleitet und zusammengestellt wurde. Der erste Band enthält: Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos.

Dr. Ernst Gröner

Liebe, Zeugung und Geburt

Buch 461, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 280 Seiten mit 45 Abbildungen, 5,35 DM

Frauenärzte sind oft erstaunt, wie wenig manche Frauen über ihren eigenen Körper wissen. Ihnen — und ebenso den unwissenden Männern — gibt Gröner Aufschluß über die körperlichen und seelischen Vorgänge beim geheimnisvollen Entstehen eines neuen Menschen und alle eventuellen Komplikationen bei einer Geburt.

Jürgen Joedicke

Moderne Baukunst

Buch 458, Format 19,5×26 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 244 Seiten mit 451 Abbildungen, 13,50 DM

Der Autor gibt einen Überblick über die gewandelten Formvorstellungen, neuen Konstruktionsmethoden und veränderten Funktionen der Bauwerke. Das Buch wendet sich an jeden, der erkannt hat, daß die zeitgenössische Architektur das vielleicht wichtigste Phänomen der modernen Kunst ist.

Frank Thieß

Stürmischer Frühling

Buch 447, Format 12,5×20,3 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 359 Seiten, 5,35 DM

Im Mittelpunkt des Geschehens steht das schöne deutsch-amerikanische Mädchen Mara, das sich und drei Studenten in seltsame Lebensschicksale verstrickt. Ein Buch der Liebe, der Freundschaft und der Freude an edlen, klugen Pferden.

Erich Kästner

Die verschwundene Miniatur

Buch 450, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 264 Seiten mit Illustrationen von Günter Stiller, 3,50 DM, nur zusätzlich zum Quartalsbuch lieferbar. Ab 1. Oktober 1959 4,50 DM

Eine amüsante, spannende Jagd von Kopenhagen nach Berlin, bei der man nie genau weiß, wer wen verfolgt, und bei der sich alles um einen biedereren Fleischermeister, eine hübsche junge Dame, einen geheimnisvollen jungen Mann und eine kostbare Miniatur dreht.

Anatole France

Die Götter dürsten

Buch 451, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen, etwa 288 Seiten, 4,50 DM

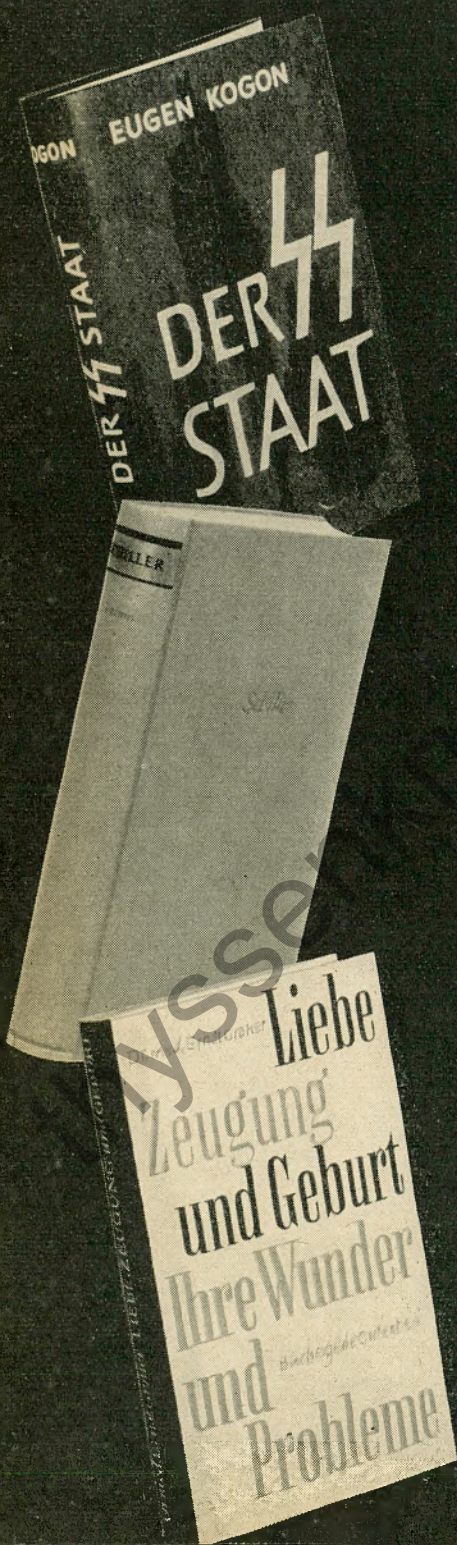
Französische Revolution. Drohend ragt die Guillotine. Der Maler Gamelin, ein reiner Idealist, opfert als Geschworener des Revolutionstribunals Freund und Feind. Er findet Glück in den Armen der Geliebten, bis die Götter auch nach seinem Blut dürsten.

James Hilton

Irgendwo in Tibet

Buch 445, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 292 Seiten, 4,50 DM

Der überaus spannend geschriebene Roman führt einen jungen englischen Beamten zusammen mit drei Begleitern in ein entlegenes Lama-Felsenkloster, wo er vom Wunder der Lebensverlängerung hört, eine Insel des Geistes, der Kunst und Wissenschaft, die ihn beglückt und aus der er dennoch flieht.



Rudolf Oertel

Macht und Magie des Films

Buch 460, Format 17×24 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 580 Seiten mit vielen Abbildungen, 10,80 DM

„Filmgeschichte ist Weltgeschichte“, sagt der Autor im Vorwort. Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis bestätigt das: Die Vorwelt des Films, Aus den Kinderjahren des Films, Die große Zeit des Stummfilms, Weltmacht Film, sind die Hauptüberschriften des Buches, das lebendig geschrieben und spannend zu lesen ist wie ein Roman. Zahlreiche Fotos rufen viele Erinnerungen an große Filme der Vergangenheit wach.

James Aldridge

Der Trapper

Buch 448, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 280 Seiten, 4,50 DM

Gehetzt wie das Wild, das er liebt, versteht und jagt, ist der Trapper Roy Mac Nair, zäh und zart, bald unterliegend, bald siegend. Klugheit und List kämpfen gegen Gewandtheit oder Plumpheit; es geht um Leben und Tod in diesem Roman aus den großen kanadischen Wäldern. Ein spannendes Buch für Naturfreunde.

Maxence van der Meersch

Das reine Herz

Buch 446, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 502 Seiten, 7,05 DM

Das arme Mädchen Denise liebt den Studenten Marc, dessen Familie das Aschenbrödel verdrängen will. Doch mit der sanften Gewalt ihrer Liebe zwingt Denise die Umstände zu ihrer beider Glück.

Michail Scholochow

Der stille Don, Band I

Buch 444, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 740 Seiten, 8,10 DM

Dieser große Roman gibt die Odyssee des russischen Volkes während der Revolution. Wie eine gewaltige Naturkraft, die alles mit sich fortreißt, ging sie über das Land. Doch neben Szenen barbarischer Leidenschaft stehen Passagen von lyrischer Zartheit, berückend wie der Duft der Tollkirsche.

Deutscher Geist, 2 Bände

Buch 452, 453. Eine Anthologie, zusammengestellt von Oskar Loerke und Peter Suhrkamp. Format 12×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, Band I: 1038 Seiten, Band II: 1040 Seiten, jeder Band 8,10 DM. Die Bände werden nur zusammen abgegeben.

Die beiden Bände bringen Essays großer Deutscher aus zwei Jahrhunderten. — Aus dem Inhalt: Matthias Claudius: Von der Freundschaft / Jean Paul: Über die humoristische Dichtkunst / Heinrich Heine: Luther / Rudolf Virchow: Die Aufgabe der Naturwissenschaften / Max Planck: Das Weltbild der neuen Physik; und vieles andere.

Georges Simenon

Maigret und die Gangster / Maigret und die Bohnenstange / Maigret und der Kopflose

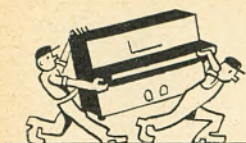
Drei Kriminalromane in einem Band

Buch 449, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 373 Seiten, 5,35 DM

Der Verfasser wurde in aller Welt berühmt durch die Gestalt seines Kriminalkommissars Maigret, des Leiters der Pariser Mordkommission.

Die angegebenen Preise der Bücher gelten nur für solche Mitglieder der Büchergilde, die in unserer Kartei (Pressestelle) geführt werden. Der monatliche Mitgliedsbeitrag, der voll auf die Bücher angerechnet wird und für Werksangehörige 1,50 DM beträgt, wird monatlich von der Lohn- bzw. Gehälterkasse einbehalten. Bei Anfragen wende man sich an den Vertrauensmann des Betriebes bzw. der Abteilung oder unmittelbar an die Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkruf 5477 (Schamberger).





Wohnungs- Tausch



- Biete:** 2 Zimmer, 40 qm, mit Bad, Neubau, Privatwohnung, II. Etage, Miete 47,— DM.
- Suche:** 3 Zimmer, am Stadtrand, Miete bis 65,— DM. (423)
- Biete:** 4 Zimmer, 78 qm, mit Speisekammer, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung, III. Etage, Miete 52,— DM.
- Suche:** 3 Zimmer, möglichst mit Bad, am Stadtrand, Miete bis 80,— DM. (424)
- Biete:** 2 Zimmer, 28 qm, Altbau, Privatwohnung, I. Etage, Miete 30,— DM.
- Suche:** 3 Zimmer, Miete bis 75,— DM. (425)
- Biete:** 2 Zimmer, 35 qm, abgeschlossen, neu aufgebaut, Privatwohnung, I. Etage, Miete 34,— DM.
- Suche:** 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (426)
- Biete:** 3 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, Altbau, Parterre, Werkswohnung, Miete 37,— DM.
- Suche:** 4 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (427)
- Biete:** 2 Zimmer, 26 qm, mit Speisekammer, Balkon und Toilette, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung, II. Etage, Miete 41,— DM.
- Suche:** 3—4 Zimmer, Miete bis 90,— DM. (428)
- Biete:** 3 große Zimmer, mit Balkon, abgeschlossen, Miete 40,— DM.
- Suche:** 2—2½ Zimmer mit Bad, am Stadtrand, Miete bis 50,— DM. (429)
- Biete:** 2 Zimmer, 30 qm, mit Toilette, abgeschlossen, neu aufgebaut, Privatwohnung, II. Etage, Miete 27,— DM.
- Suche:** 3—3½ Zimmer, Miete bis 80,— DM.. (430)
- Biete:** 2½ Zimmer, 48 qm, mit Bad und Balkon, Parterre, Neubau, Miete 58,— DM.
- Suche:** 2 Zimmer, abgeschlossen, auch im Vorort, eventuell Mansarden, Miete bis 40 DM (nur für Angehörige von Becke-Prinz). (431)
- Biete:** 2½ Zimmer mit Bad und Zubehör, 40 qm, Neubau, Werksnähe, Miete 55,— DM.
- Suche:** 2½ Zimmer mit Zubehör, möglichst Wambel-Brackel, Miete bis 60,— DM. (432)
- Biete:** 2½ Zimmer mit Bad in der Franz-Zimmer-Siedlung, Miete 38,— DM.
- Suche:** 2½—3 Zimmer in Werksnähe, möglichst I. oder II. Etage, Miete bis 60,— DM. (433)
- Biete:** 3 Zimmer, 40 qm, Neubau, I. Et., Hombruch, Miete 43,— DM.
- Suche:** 3—4 Zimmer, möglichst I. Etage, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (434)
- Biete:** 2 Zimmer mit Zubehör, 32 qm, II. Etage, Altbau, Huckarde, Miete 25,— DM.
- Suche:** 2—3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (435)
- Biete:** 3 Zimmer mit Bad, 48 qm, Altbau, III. Etage, Privatwohnung, Miete 54,— DM.
- Suche:** 4½ Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM. (436)
- Biete:** 3 Zimmer mit Bad, 46 qm, III. Etage, Werkswohnung, Miete 51,— DM.
- Suche:** 3½—4 Zimmer, möglichst in Hombruch, Miete bis 70,— DM. (437)
- Biete:** 3 Zimmer, 48 qm, I. Etage, Privatwohnung, in Selm, Miete 37,— DM.
- Suche:** 2½—3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (438)
- Biete:** 3 Zimmer mit Bad, 50 qm, 2 Keller, Stall, Parterre, Werkswohnung, Miete 47,— DM.
- Suche:** 4 Zimmer mit Bad, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (439)
- Biete:** 2 Zimmer mit Kochnische und Bad, Werkswohnung, Neubau, Hombruch, Miete 38,— DM.
- Suche:** 2—3 Mansardenräume. (440)
- Biete:** 2 Zimmer, 34 qm, mit Bad, I. Etage, Werkswohnung, Miete 26,— DM.
- Suche:** 2½—3 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM. (441)
- Biete:** 3 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 38,— DM.
- Suche:** 2 Zimmer, abgeschlossen, möglichst Werkswohnung, Miete bis 45,— DM. (442)
- Biete:** 2 Zimmer, 39 qm, mit eingerichtetem Bad, III. Etage, Neubau, Privatwohnung, Miete 40,— DM.
- Suche:** 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 55,— DM. (443)
- Biete:** 2 Zimmer mit Bad, Privatwohnung, Miete 38,— DM.
- Suche:** 3—3½ Zimmer, möglichst Werkswohnung. (444)
- Biete:** 2½ Zimmer m. Bad, 50 qm, Gartenland, Hochparterre, Huckarde, Miete 39,— DM.
- Suche:** 2½—3 Zimmer mit Bad im Stadtgebiet, Miete bis 50,— DM. (445)
- Biete:** 2 Zimmer, abgeschlossen, 30 qm, mit Balkon, Altbau, Werkswohnung, Miete 21,— DM.
- Suche:** 2½—3 Zimmer, Werksnähe, möglichst Werkswohnung, Miete bis 60,— DM. (446)
- Biete:** 2 Zimmer, 40 qm, mit Kochnische und Bad, Neubau, Parterre, werksgebundene Wohnung, Miete 40,— DM.
- Suche:** gleichwertige Wohnung, Nähe Borsigplatz oder Körne, I. Etage, Werkswohnung, Miete bis 65 DM. (447)
- Biete:** 3 Zimmer, 30 qm, abgeschlossen, Parterre, Privatwohnung in Kappenberg, Miete 30,— DM.
- Suche:** 3—4 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 80,— DM. (448)
- Biete:** 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad, I. Etage, Werkswohnung, Miete 52,— DM.
- Suche:** 2½—3 Zimmer, möglichst Hombruch, Miete bis 65,— DM. (449)
- Biete:** 3 Zimmer, 35 qm, mit Bad, Neubau, II. Etage, Werkswohnung, Miete 55,— DM.
- Suche:** 2½ Zimmer mit Bad, Privatwohnung, Miete bis 60,— DM. (450)
- Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstr. 119, Werkruf 41 16 (Frl. Ottensmeyer).



Männer vertragen nur ihre eigene Unordnung

Von einer guten Hausfrau werden normalerweise mehr Einfühlungsvermögen, größere Vielseitigkeit und wahrscheinlich auch mehr Können verlangt als von irgendeiner Frau in anderen Berufen. Die Hausfrau muß kochen, nähen, waschen und Kinder erziehen können. Sie kauft ein, berät den Mann in seiner Arbeit, verwaltet den Haushalt und betätigt sich als Gastgeberin. Bei alledem erwartet man von ihr, daß sie sich pflegt und so hübsch aussieht, daß der Mann mit ihr „Staat machen“ kann. Das Wichtigste aber, was sie hervorzaubern muß, ist die gemütliche und beglückende Atmosphäre im Hause. Der Mann soll sich daheim ausruhen und neue Kräfte für seinen anstrengenden Beruf sammeln können. Sein Vorwärtkommen oder sein Mißerfolg bestimmen wesentlich den Auf- und Abstieg der gesamten Familie.

Die gute Hausfrau wird sich also hüten müssen, nur Haushälterin zu sein. Wenn sie saubermacht, soll sie wissen, daß jedes Zimmer recht bald mal wieder schmutzig wird. Der Mann will nicht auf Socken herumlaufen, wenn er heimkommt. Er möchte es sich in einer Ecke gemütlich machen und vollkommen abschalten. Die ideale Frau wird dem Mann also ein Buch oder die geliebte Zeitung in die bewußte Ecke legen, den Aschbecher daneben stellen und ihm den Feierabend nicht mit kleinen Schikanen verleiden. Nachsicht bitte mit Zigarrenasche und herumstehenden Gläsern! Laßt ihm seine eigene Ecke und räumt auf ohne böse Worte oder eine saure Miene.

Der Mann will vor allem ein bebagliches Heim

Die Frau gefällt sich im Aufstellen von allen möglichen Vasen und Blumen. Ihr Auge entzücken Spitzendeckchen und moderne Keramik. Der Mann will lediglich wissen, wohin er seine Tabakspfeife legen darf, wo er am nächsten Abend seine Zeitschrift findet. Eine gute Hausfrau wird also nicht danach trachten, alle Augenblicke einen neuen Aufbewahrungsort für seinen Fotoapparat ausfindig zu machen und das kleine Steckpferd zu verstecken, nur weil die Ordnung dabei etwas durcheinanderkommt. Wenn es den Mann nicht mehr zu Hause hält, dann sind die Ehefrauen zumeist selbst daran schuld. Sie verstehen es nicht, es dem Gatten gemütlich zu machen, ihm sein eigenes Plätzchen zu lassen. Wenn er beim Nachhausekommen nicht ins Badezimmer darf, im Schlafzimmer noch die ungemachten Betten vorfindet oder wenn das Geschirr noch vom Mittagessen auf dem Tisch herumsteht, dann darf man es dem Herrn der Schöpfung nicht verübeln, daß er die Kneipe dem Heim vorzieht. Der Mann kann keine Unordnung, außer der eigenen, vertragen. Habt Verständnis dafür, ihr Hausfrauen, und er wird sich nach getaner Arbeit nach nichts mehr sehnen, als ein gemütliches Heim vorzufinden.

Mit vierzig Jahren ein neuer Start

Fast acht Millionen Frauen im Bundesgebiet sind erwerbstätig. Ihre Zahl ist seit sieben Jahren ständig angestiegen. Eine Legion berufstätiger Frauen strömt tagtäglich in die Fabriken, in die Büros und hinter den Ladentisch. Viele von ihnen sind Ehefrauen und Mütter, die Haushalt und Kinder allein lassen müssen.

Die jüngste Statistik der Bundesanstalt für Arbeitslosenfürsorge und Arbeitsvermittlung in Nürnberg gibt Aufschluß über die erwerbstätigen Frauen, nach Alter und Familienstand aufgegliedert. Danach erreichen die Dreißigjährigen unter den berufstätigen Frauen mit 2 300 000 den höchsten Anteil. Von ihnen sind rund 45 Prozent verheiratet. Dann haben es die meisten geschafft. Die Wohnung ist eingerichtet, die Kinder sind da. Vom 30. bis zum 40. Jahr bleiben viele zu Hause, um sich ihrer Familie zu widmen: Die Kurve sinkt um rund eine Million.

Doch dann kommt die große Überraschung: Mit vierzig Jahren ein neuer Start! Rund 200 000 Frauen sind es, die zwischen ihrem 40. und 50. Lebensjahr wieder berufstätig werden: Die Kinder sind groß genug, um allein bleiben zu können, der Mann jagt dem Wirtschaftswunder nach. Und durch die Mitarbeit der Frau kann der Lebensstandard merklich erhöht werden. Aber der Kontakt innerhalb der Familie sinkt ab. Jedes Ding hat seinen Preis. Manchmal ist er zu hoch.



Kläuschen, der Hüftenknirps

Wenn's doch bloß schon Sommer wäre
(Sonne macht uns braun und dick),
und der Lebertran wär' alle —
Annegret, o welch ein Glück!

Gerade weil der Tran so scheußlich
schmeckt, sagt Vati, ist er gut.
(Er trinkt keinen!) „Eine Flasche
Bier hol mir. Wie wohl das tut!“

„Vati braucht nicht mehr zu wachsen.
Tran — beim Wachsen hilft er dir.
Hüttenarbeit, die macht durstig.
Gönne Vati nur sein Bier.“

Mancher löscht den Durst schon vorher!
(Der kommt nicht ins Werk hinein.)
Na, nun gib schon her den Löffel:
Tu dem Kläuschen einen 'rein!

Mehr Mut zur Faulheit

Liegen entlastet das Herz und entkrampft die Muskeln. Deshalb leg dich lang, so oft du kannst. Auch am Tage, und schäm dich deiner Faulheit nicht. Denn Faulheit nennen das nur die Dummen. Die Klugen sprechen von Entspannung. Und das mit Recht, denn wer es nicht tut, leistet weniger, wird eher krank und stirbt früher.

Weshalb? Weil Sitzen und Stehen unnatürliche Körperhaltungen sind. Man braucht hier nur an die Naturvölker zu denken oder an die alten Germanen, die entweder liefen oder auf ihrer berühmten Bärenhaut lagen. Das Sitzen belastet den Kreislauf des Blutes, der an den Hüften und den Knien „abgeklammert“ wird, und langes Stehen stört das statische Gleichgewicht der Wirbelsäule (Bandscheibenschäden).

Wer tagsüber sitzt, wird zum Laufen zu müde. Das ist schade, denn Laufen könnte vieles wiedergutmachen. Das Grundübel ist, daß uns die meisten Berufe zu einer unnatürlichen Körperhaltung zwingen. Wir können uns nur schwer von dem Vorurteil der Unwissenden freimachen, die uns für „faul“ halten, wenn wir unsere freien Minuten liegend verbringen.

Unser Modetip



Ein loser Überwurf . . .

...kann sehr schick zu einem geradefallenden Hemdkleid aussehen. Unsere Anregung stammt aus Italien. Dort schätzt man solche schürzenartigen Überkleider sehr. Auf der Zeichnung sehen Sie den ungefähren Schnitt:

Der blusenähnliche Überwurf ist an den Seiten offen gearbeitet. Vom Rückenteil wird ein kurzes Gürtelstück auf das Vorderteil geknüpft. Die Wahl des Materials hängt von dem Kleiderstoff ab. Sehr modisch sind wildlederartige Duvetines. Auch aus Samt kann so ein Überwurf sehr hübsch wirken, wenn er zu einem leichten Seidenkleid getragen wird.

Bürokleider mit seidigem Gesicht

Sie sind einfach im Schnitt, sie bevorzugen ein dezentes Muster — einen feinen Streifen, ein kleines Karo oder schlichtes Uni — sie müssen aus gutem, strapazierfähigem Material sein. Wer? Nun, die kleinen Tageskleider, die man ins Büro anzieht, die man beim Stadtbummel und zu einem Kinobesuch trägt, in denen man eben den ganzen Tag über gut angezogen ist.

Es sind zwar unsere schmucklosesten Kleidchen, aber es sind auch diejenigen, die wir am häufigsten brauchen. Deswegen fehlen sie in keiner Kollektion, und selbst der größte Modeschöpfer widmet sich ihnen. Höchster Anspruch wird bei ihnen an das Material gestellt. Hier sollte man wirklich nicht so sehr mit dem Pfennig rechnen, denn eine gute Qualität lohnt sich. Was nützt ein billiger Stoff, der Sie nach acht Bürostunden mit tausend Knittern ärgert oder nach einigem Tragen schlapp und unansehnlich wird? Ein griffiger Zellwollstoff, ein seidiges Material oder ein kräftiges Mischgewebe eignen sich gut. Seide braucht durchaus nicht immer leicht und duftig zu sein. Es gibt sehr schöne, feste Strukturgewebe, Bordürenstreifen und Bouclés aus Seide, die nicht nur haltbar, sondern auch warm sind. Ein Kleidchen aus solchem Material sieht elegant aus — gerade dann, wenn es einfach geschnitten ist — und wird besonders berufstätigen Frauen viel Freude machen, weil man darin auch nach Dienstschluss passend gekleidet ist.

Vorzüglich haben diese „Von-morgens-bis-abends-Kleider“ in der Taille einen engen Gürtel, einen schmalen oder weiten Rock und eine bequem gearbeitete Halspartie. Halblange oder dreiviertellange Ärmel sind meist praktischer als ganz lange. Hier und da schmückt ein großer Knopf, eine saloppe Schleife, ein andersfarbiger Kragen oder eine aparte Tasche unser kleines Kleid. Sonst aber ist es schlicht und zurückhaltend, nicht nur, weil es sich so am besten in Ordnung halten läßt, sondern weil ein dezentes Kleid während des Tages viel besser aussieht als ein mit allen Raffinessen gearbeitetes Schleifen- und rüschenübersätes Gewand.

Sommerliche Wäsche in zarten Farben

Während man in der vergangenen Saison für Wäsche kräftige und satte Farben herausgestellt hat, zeigt man jetzt wieder ausgesprochen zarte Nuancen. Allerdings auch nicht die bekannten Pastelltöne wie Rosé und Hellblau, sondern Gelb und zartes Grün gelten als aktuelle Neuheit. Auch Weiß behauptet sich weiterhin. Im großen und ganzen gesehen geht der Trend zwar mehr zum Uni hin, doch werden besonders für Nachthemden und Shorties auch gemusterte Stoffe gebracht. Bei den Dessins bevorzugt man hauptsächlich kleine florale Motive auf weißem Fond.

Im Material hält die Wäsche aus gewirktem „Perlon“ wegen ihrer praktischen Eigenschaften wohl immer noch alle Rekorde. Dagegen dürften die Artikel aus

gewebtem „Perlon“ durch die Wäsche aus den neuen Synthetics doch eine merkliche Konkurrenz erhalten. Diese neuartigen Gewebe fühlen sich im Griff ungemein weich an und brauchen ebenfalls nicht gebügelt zu werden.

In der Linie hat sich wenig geändert. Dafür fällt aber die Ausstattung immer anspruchsvoller und verspielter aus. Valenciennespitze mit Applikationen und Einsätze mit Bändchendurchzug sind ebenso beliebt wie breite Stickereigalons. Auch zarte eingestickte Motive in Mehrfarbig und Uni sind gefragt. Im übrigen treten zum Sommer die Shorties, die



kurzen Nachthemden mit Höschen, an Stelle der langen Nachthemden von Jahr zu Jahr stärker in den Vordergrund.

Auch das kurze, wadenlange Nachthemd kommt mehr und mehr in Mode. Oft setzt die Weite reich gezogen unter einer Passe an, so daß es weich und füllig die Figur umspielt. Es ist aus Wäschetoile, „Perlon“ oder Nylon. Selbst bei den langen Nachthemden wird diese Machart sehr gepflegt. Die Weite wird dabei aber nicht etwa durch einen Gürtel eingehalten, son-

dern sie fällt gerade und zwanglos bis zum Saum hinab.

Mit Rücksicht auf die aufgelockerte modische Linie sind auch die kunstseidenen Unterkleider verhältnismäßig gerade geschnitten, so daß der Stoff in der Taille locker spielt. Für die Gehweite sorgen seitlich eingearbeitete Schlitzte. Die Petticoats werden nicht mehr so steif getragen. Als Garnierung sind die zwei- und dreistufigen Volants reich mit Schweizer Stickerei ausgestattet oder aber mit Spitze gerandet.

Handschuhe —

treue Begleiter der Mode

Die alten Ägypter und Griechen bedienten sich ihrer bei der Feld- und Gartenarbeit. Als man Messer und Gabel noch nicht kannte, trug man sie beim Essen, um die Finger zu schützen. Später waren sie nicht nur Schutz, sondern auch Schmuck, und heute sind *Handschuhe* ein elegantes Attribut der Mode.

Dominieren im Winter Handschuhe aus warmer Wolle oder dickgefüttertem Leder, so können sie im Sommer nicht leicht genug sein.

Erstaunlich groß ist die Auswahl in Sommerhandschuhen, leuchtendweiß oder bunt gemustert, verspielt oder schlicht. In diesem Sommer reichen sie nur bis zu den Handknöcheln, erst gegen Abend klettern sie bis zum Ellenbogen.

Zum duftigen, fröhlich-bunten Sommerkleid sehen weiße Handschuhe, die sich leicht waschen lassen (vor allem, wenn sie aus „Perlon“ sind) allerliebste aus. Sind sie gar aus dem Material des Kleides oder harmonieren sie in Farbe und Muster mit einem anderen Accessoire, so darf die Trägerin gewiß sein, daß sie ganz modisch gekleidet ist.

Wer ein wenig geschickt im Schneidern ist, kann sich mit wenig Mühe aus einem Stückchen Sommerstoff — einem strapazierfähigen Piqué etwa, oder auch eleganter rosenbedruckter Seide — ein paar Handschuhe arbeiten, dazu gleich eine schicke Beuteltasche, ein Käppchen oder einen kleinen Schal. Solch eine Garnitur paßt zu erstaunlich vielen Sommerkleidern und sieht reizend aus.

Zum Cocktail- oder Ballkleid gehören lange Duchesse-Handschuhe, strenge klassische Samthandschuhe oder spitzenzarte Gebilde aus Seidengarn.

Weil Handschuhe jedes Kleid noch einmal so teuer und elegant erscheinen lassen, sollten wir sie vom Morgen bis zum Abend tragen — bei der Hausarbeit allerdings sind Gummihandschuhe zu bevorzugen.

Ist Ihre Taille etwas mollig?

Auch Sie werden schick in Seide

Wenn Sie feststellen, daß Ihre Formen keineswegs denen eines Pariser Mannequins gleichkommen: verzweifeln Sie nicht! Vollkommen ist niemand, und es kommt nur darauf an, das Beste aus sich zu machen. Heute bringen wir Tips für Frauen mit starker Taille.

Die neue Mode ist für Sie geschaffen. Unter den lose den Körper umspielenden Kleidern aus stumpfen oder leinenartigen Seidenstoffen und den geraden Jäckchen läßt sich eine üppige Taille herrlich verbergen. Verschreiben Sie sich diesem „losen look“ mit Haut und Haaren! Tragen Sie leicht taillierte Kostüme, etwa aus grobem Seiden-„Leinen“ oder Jacquard oder solche mit engen Röcken und losen Jacken. Tragen Sie Sackkleider und überfallende, über dem Rock zu tragende Blusen in längsgestreifter Seide, schnallen Sie Ihren Gürtel, wenn Sie absolut nicht auf ihn verzichten können, meinetwegen um die Hüfte, aber betonen Sie durch ihn nicht die Taille!

Hier haben Sie unsere Garderobenvorschläge:

Ein „falsches“ Jackenkleid, sackartig fallend, bis zur Hüfte durchgeknöpft, mit streckenden Längsnähten in marinblauem Seidenleinen.

Ein leicht tailliertes Sommerkostüm mit breiter Herrenfason. Der Kragen ist durch kleine Schleifen verziert. Material feingebloomte Wildseide.

Eine „Overblouse“ zu einem engen Rock. Der Kragen steht vom Halse ab, die Stepperei am Oberteil setzt sich an den Ärmeln fort, aus Shantung.

Ein seidiges Nachmittagskostüm mit loser Jacke und die für die heutige Mode so typischen Schleifen.

Ein flottes, verwandlungsfähiges Vormittagsensemble, bestehend aus engem Rock und losem Jumper, diesmal mit langer, gepunkteter Twill-Krawatte und gepunktetem Kragen getragen. Durch Auswechseln der Garnitur oder Unterziehen einer Bluse lassen sich verschiedene Effekte erzielen.

Bitte wählen Sie!





Ruhrgebiet verliert Anziehungskraft

Die Anziehungskraft des Ruhrgebietes hat merklich nachgelassen. Mit Ausnahme von Essen melden die meisten Ruhrgrößstädte eine größere Bevölkerungsabwanderung als -zuwanderung. Die Stadt Oberhausen hat ihr statistisches Amt sogar angewiesen, die möglichen wirtschaftlichen Auswirkungen einer anhaltenden Abwanderung zu prüfen. In der Tat galt das Ruhrgebiet in seiner hundertjährigen Geschichte als Industrieviertel als deutscher Siedlungsraum ersten Ranges... Als einzige Stadt mit einer nach wie vor hohen Zuwanderungsquote bleibt Essen. („Stuttgarter Nachrichten“)

Hunger bedroht die Welt

Die Höchstzahl der Bewohner, die die Erde mit ihren natürlichen Quellen am Leben erhalten kann, beträgt nach Schätzungen zwischen fünf und 15 Milliarden. Die untere Grenze dieser Schätzung wird voraussichtlich schon im Jahre 1990 überschritten sein. Um diesen gewaltigen Menschenzuwachs am Leben erhalten zu können, wird die Menschheit bis zur Jahrhundertwende „technisch und sozial größere Fortschritte machen müssen als seit dem Ende des ersten Weltkrieges“. Dies ist eine Schlußfolgerung des Bevölkerungsausschusses der Vereinten Nationen... (Der Ausschuß) stellt nur fest, daß „die notwendige intensive Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen der Erde eine immer zunehmende Spezialisierung der menschlichen Tätigkeit“ verlange. Diese Erfordernisse könnten aber nur in einem sozialen System verwirklicht werden, das nahezu vollkommen ist“. Ein solches System verlange aber von der Menschheit „eine eiserne Disziplin und eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, wie sie der Mensch nur bis zu einem gewissen Grade vertragen kann...“. In einigen asiatischen Ländern aber, die heute noch zu den ärmsten der Welt gehören, nimmt die Bevölkerung schneller als die wirtschaftliche Entwicklung zu. Das heißt, daß diese Länder um die Jahrhundertwende noch ärmer zu sein drohen als in der Gegenwart — „wenn kein Wunder geschieht...“. Westliche Konferenzdelegierte befürchten, daß

diese asiatischen Gebiete einen idealen Nährboden für den Kommunismus abgeben könnten. — Befürchtungen wurden auch geäußert, daß es zu Spannungen zwischen der weißen und nichtweißen Bevölkerung der Erde kommen würde, die sogar bis zum Krieg ausarten könnten. (Frankfurter Neue Presse)

Rationalisierung mit Unvernunft

Rationalisierung ist eigentlich nichts weiter als der permanente Versuch der Wirtschaft, Produktivität und Produktion zu erhöhen und zugleich die Kosten dieser Erzeugung je Produktionseinheit zu senken. Das ist vernünftig, solange sich diese Kostensenkungen im Preis ausdrücken. Zeitweise aber, z. B. bei Mangel an Arbeitskräften oder besonders hoher Nachfrage nach Erzeugnissen, tritt dieser Rationalisierungswille in der gesamten Wirtschaft gleichzeitig und verstärkt, gewissermaßen in Wellen, auf. Zur Zeit befinden wir uns wieder einmal in einer solchen Rationalisierungswelle. — Kennzeichnend für die gegenwärtige Rationalisierungswelle ist jedoch nicht der Kräftermangel auf dem Arbeitsmarkt oder überhohe Nachfrage; sie sind zwar die Anreger dieser Rationalisierungswelle gewesen, sind ihr aber gewissermaßen vorausgegangen. Gegenwärtig ist das Angebot an Arbeitskräften ausreichend und die Nachfrage eher rückläufig als steigend. Der Anreiz zur Rationalisierung geht ausschließlich von der Kapitalseite aus. — Die vorher „überhitzte“ Konjunktur, am Ende einer Periode lang anhaltender Mangelnachfrage, hatte das Preisniveau und damit die Gewinnmöglichkeiten weit überhöht. Die daraus gewonnenen Kapitalien wurden zunächst vorwiegend für die Ausweitung der Anlagen verwandt. Erst am Ende dieser Zeit haben sie, bei verknapptem Angebot von Arbeitskräften, zu Rationalisierungsmaßnahmen geführt. Die noch immer hohen Preise und Gewinne, die man in steigendem Umfang durch Kartellabsprachen zu zementieren sucht, drängen zu weiterer Anlage. — Triebfeder der Rationalisierung heute ist die Kostensenkung in der Erzeugung, mit der man bei dem über kurz oder lang drohenden Preiskampf auf dem übersättigten Markt die Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen hofft. („Volks-Wirtschaft“)

52 Milliarden DM Steuereinnahmen in 1958

Mit 42,845 Md. DM war das Aufkommen aus Steuern des Bundes und der Länder im Kalenderjahr 1958 um 1,921 Md. DM oder 4,7 v. H. höher als

1957. Von den wichtigeren Steuern haben nach Mitteilung des Deutschen Industrie-Instituts die Einkommensteuern einschließlich Notopfer Berlin um 3,4 v. H., die Umsatzsteuer um 4,5 v. H. und die Zölle und Verbrauchssteuern um 5,2 v. H. mehr erbracht. Zusammen mit den Gemeindesteuern und den Einnahmen des Lastenausgleichsfonds hat die gesamte Steuerbelastung in der Bundesrepublik 1958 rund 52 Md. DM erreicht gegenüber 50 Md. DM in 1957. („Badische Neueste Nachrichten“)

Die Arbeitszeit

Von den fast 19 Millionen Beschäftigten in der Bundesrepublik arbeitet nur noch ein Drittel oder 6,4 Millionen 48 Stunden und mehr je Woche. Nach den neuesten Erhebungen der Gewerkschaften arbeiten etwa 551.000 Beschäftigte 46 Wochenstunden, während über neun Millionen eine tariflich festgelegte Wochenarbeitszeit von 45 Stunden haben. Unter 45 Wochenstunden arbeiten gegenwärtig rund 2,95 Millionen Beschäftigte, darunter 2,3 Millionen Metallarbeiter im Bundesgebiet. Für die rund 15.000 gewerblichen Arbeitnehmer der Zigarettenindustrie gilt seit Anfang 1959 die 40-Stunden-Woche (vorher 42½ Wochenstunden). Damit ist es den Gewerkschaften erstmalig gelungen, für einen größeren Industriezweig ihre Forderung nach der 40-Stunden-Woche zu verwirklichen. (Stuttgarter Nachrichten)

Menschenmangel gefährdet Konjunktur

Noch vor zwei Jahren sprach man in der Bundesrepublik von der Gefahr einer überhitzten Konjunktur. Heute ist es unsere Sorge, die Konjunktur zu halten. Es hieße die Ursachen verkehren und vorübergehende Phasen im Auf und Ab des Wirtschaftslebens überschätzen, wenn man sich in diesen Wochen nur einseitig auf die wachsenden Kohlenhalden oder das schwieriger werdende Exportgeschäft ausrichten würde.

Viel größere Sorgen bereitet die Tatsache, daß in den nächsten beiden Jahren die Zahl der neu in den Wirtschaftsprozess eintretenden Schulentlassenen um 40 Prozent zurückgehen wird. Hinzu kommt die zu erwartende abfallende Linie des Flüchtlingsstromes aus Mitteldeutschland, der Jahre hindurch in der Bundesrepublik zur Stützung der Konjunktur beigetragen hat. Will man bei weniger Arbeitskräften die Konjunktur halten, muß entweder von den übrigen mehr gearbeitet oder überflüssige Arbeit eingestellt werden. Diese Gleichung ist unerbittlich.



Primaner besichtigen die Hütte

Ein unfreundlicher, naßkalter Morgen. Ein mächtiges Fabriktor öffnet sich, und es mutet uns an, als ob uns dieses riesige Industriewerk verschlucken wollte. Vor uns tun sich unvorstellbare Perspektiven auf. Wir sind der Direktion der Hoesch-Westfalenhütte AG zu besonderem Dank verpflichtet, daß sie uns Schülern des mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums aus Warendorf es ermöglicht hat, die umfangreichen Anlagen zu besichtigen, und uns so einen Einblick in die Arbeit eines solchen Hüttenwerkes gegeben hat. Selbst zur Mittagszeit durften wir noch Gast des Werkes sein.

Da wir 50 Primaner, die unter Führung von Studienrat Dr. Dierkes hierhergekommen sind, aus einer rein ländlichen Umgebung stammen, bringen wir alle die Dinge, die uns hier auffallen, in Beziehung zu unserer heimischen Umgebung.

Beim ersten Anblick wirken die Industrieanlagen verwirrend, so, als ob sie ohne System angelegt worden seien. Doch nach kurzer Zeit erkennen wir, daß hier der Mensch in großartiger Weise seine Gedanken verwirklicht hat.

Wir werden in vier Gruppen eingeteilt und beginnen unter der sachkundigen Führung erfahrener Ingenieure mit der Besichtigung. Doch zuvor erhalten wir noch jeder einen weißen Schutzhelm mit einem roten Streifen. Die Helme nehmen sich gar lustig aus, wenn man die verschiedenen Gruppen von weitem entdeckt. Sind die Helme wohl deshalb weiß, weil wir noch so unerfahren sind? Die Führung beginnt. Welch großen Eindruck macht doch zunächst das Verkehrsnetz auf uns, die ausgebauten Straßen- und Gleisanlagen, die riesigen Diesel- und Elektroloks, die mit Schrott hinfahren und mit Schlacke herkommen. Doch dieser erste Eindruck verblaßt, als wir vor dem Großhochofen stehen, der der größte in Europa ist. Um ihn herum winden sich eine Unzahl von Leitungen und Röhren wie angriffslustige Schlangen. Die Männer, die den Hochofen bedienen, wirken winzig gegen diesen Giganten. Doch sie

sind nicht seine Sklaven, sondern beherrschen ihn in jedem Augenblick. Gerade bereiten die Hochofenarbeiter einen Abstich vor. Mit langen eisernen Stangen stechen sie ihn so lange, bis er wie ein lavaspeiender Vulkan seine Schlacke in die bereitstehenden Wagen ergießt. Die ganze Anlage spiegelt im Schein der flüssigen Schlacke in rötlichem Licht wider. Eine böse Vision der Zukunft? Nein, für die Männer am Hochofen ist der Schlackenabstich eine alltägliche Arbeit.

Dann gehen wir weiter durch die von stetigem Dröhnen angefüllte Maschinenhalle zu den Mischern, in denen die Unterschiede in der Zusammensetzung der einzelnen Abstiche ausgeglichen werden. Ein kleiner Zug fährt vor. Da ergießt auch schon der Mischer seinen Inhalt in den dazu hergezogenen Wagen. Ein herrliches Feuerwerk entsteht dabei, fast wie beim Abbrennen von Wunderkerzen am Weihnachtsabend.

Ein plötzlicher Pfiff einer Lok schreckt uns auf und erinnert uns daran, daß hier nicht der rechte Ort zum Anstellen solcher Überlegungen ist. Weiter! Wir kommen zum Martinwerk. Aus der Öffnung eines Ofens schlägt uns der heiße Atem dieses Industrierachens entgegen. Doch auf Befehl eines Mannes wird er gebändigt und schließt sich wieder, damit sein Atem noch heißer werde, oder, wie es die Bediener dieses Ofens hier sagen, damit der Kohlenstoffgehalt durch Verbrennung noch weiter heruntersetzt wird.

Über eine schmale Treppe steigen wir zum Thomaswerk hinauf. Bei Betreten dieser Halle glaubt man in Dantes Inferno versetzt zu sein. Wie von Geisterhand bewegt, richten sich die Thomasbirnen auf und fauchen die gegenüberliegende Wand an, die tagaus, tagein deren Ziel ist. Wir tun einen Blick in eine leere Thomasbirne: ein grausig schöner Anblick. Die technische Einrichtung und der Schmelzprozeß selber sind zwar in der Schule eingehend besprochen worden, doch die Wirklichkeit zeigt Dimensionen, wie wir sie nicht erwartet haben. Wir verlassen das Thomaswerk mit Hochachtung vor den Menschen, die diese Gewalten gezähmt haben.

Von hier gelangen wir in das Walzwerk. Die Automation auf den Walzenstraßen macht einen großen Eindruck auf uns. Mit stählernen Fingern fassend, bringen die Männer im Maschinenstand

jedes Stück in die gewünschte Lage. Immer länger werden die Stahlblöcke, bis sie schließlich in der Endfertigung die gewünschte Form erhalten. An einem anderen Stand kommen dicke Drähte wie glühende Pfeile hervorgeschossen, werden von einem Walzwerker mit einer Zange gefaßt und in einem gefährlich eleganten Bogen in die nächsten Rollen gesteckt. Staunend und voll Bewunderung schauen wir der gefährlichen Arbeit dieses Mannes zu, die mit unheimlicher Präzision abläuft.

Hier schließt unser Rundgang dann ab. Immer noch haben wir ein Brausen und Dröhnen in den Ohren. Für uns alle war dies eine großartige Demonstration verwirklichter Ingenieurgeistes und technischen Könnens. So gilt zuletzt noch besonderer Dank unseren Führern, die viel zum Verständnis des Gesehenen beigetragen haben.

Wir verlassen das Werk. Draußen vor dem Fabriktor steht ein kleines Mädchen. Es wartet auf seinen Vater, der bald Feierabend haben wird.

Oberprimaner Jürgen Mensendieck

Strafbüchsen her!

Da las ich in einer Sonntagszeitung: „Fluche nicht, du Hundesohn!“ steht auf einer Sammelbüchse, die eine Kompanie der in Füssen (Allgäu) stationierten amerikanischen Truppen aufgestellt hat. Mit dieser seltsamen Büchse hat es eine besondere Bewandnis: Sie soll die bei den Amerikanern genau wie in den Heeren aller anderen Völker allzu üblichen Kraftausdrücke, Schimpfworte und Flüche eindämmen. Die Soldaten selbst beschlossen auf entsprechende Anregung, daß jeder von ihnen freiwillig für jedes von ihm gebrauchte Schimpfwort, für jeden ungeschönen Kraftausdruck und Fluch fünf Cents (etwa 21 Pfennig) in diese Sammelbüchse werfen wolle. Sie haben sich offenbar an diese Abmachung gehalten, denn schon am ersten Tage ergab die Leerung der Sammelbüchse einen Inhalt von zwei Dollar...“

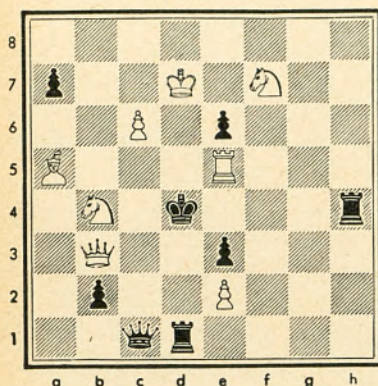
Das ist doch wahrlich eine Bombenidee! Sie sollte eigentlich auch in unseren Betrieben und Abteilungen eingeführt werden, wenn man leider hören muß, was da alles zusammengeflucht wird. Wie ich kürzlich mal einen Kollegen bat, doch nicht immer so lästerlich zu fluchen, antwortete er: „Ich halte es mit dem ollen Blücher, der einmal sagte: Ich glaub', ein gutes Fluchen ist auch kein schlecht' Gebet!“

Helga W.

Für unsere Schachfreunde

Schachaufgabe aus Indien

Von Frau Saraswathi Mani (Madras)
(Originalbeitrag)

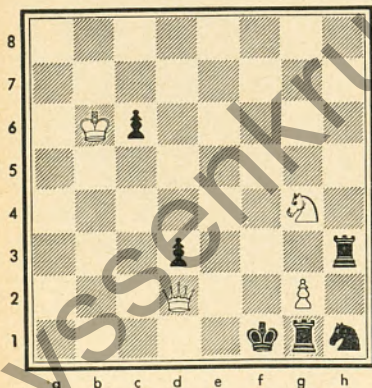


Weiß zieht an und setzt im 2. Zug matt Schachaufgaben von weiblicher Hand sind äußerst rar — mögen die Philosophen über die Gründe nachdenken. Daß sich das problemschadhliche Talent vom Vater auf die Tochter vererbt hat, ist sogar einmalig! Deshalb baten wir Dr. S. Subrahmanyam in Komal, einen indischen Arzt und namhaften Problemkomponisten, uns gelegentlich eine Probe der Kunst seiner Tochter zu vermitteln. Er schrieb zurück: „Frau Saraswathi Mani ist jetzt glückliche Mutter und hat nur noch wenig Zeit für das Schach. Aber sie hat sich doch Ihnen zuliebe ans Brett gesetzt und dieses Problem verfaßt, das ich mit Vergnügen sende.“ Und viel Vergnügen auch den Lösern!

Undank ist der Welt Lohn

Von Eugen Ferber

(Schweizerische Schachzeitung 1909)



Weiß zieht an und setzt im 5. Zug matt Trotz der hohen Zügezahl ein leichtes Stück. Ein Hinweis: Wenn der Bc6 weiß wäre, ginge es schon in zwei Zügen.

Altes Gesetz neu bestätigt

Sizilianisch

Weiß: Wade Schwarz: Toran

(Turnier zu Bognor Regis-England 1958)

- | | |
|-----------|-------|
| 1. e2—e4 | c7—c5 |
| 2. Sg1—f3 | d7—d6 |

- | | |
|-----------|--------|
| 3. d2—d4 | c5×d4 |
| 4. Sf3×d4 | Sg8—f6 |
| 5. Sb1—c3 | a7—a6 |
| 6. Lc1—g5 | e7—e6 |
| 7. f2—f4 | Dd8—b6 |
| 8. Dd1—d2 | Db6×b2 |

Eine alte Bauernregel besagt: Schlage nie mit der Dame einen Bauern auf b2! Auch in dieser Partie zeigt sich, daß Schwarz viel Zeit verliert und dem Gegner die Initiative überlassen muß.

- | | |
|------------|--------|
| 9. Ta1—b1 | Db2—a3 |
| 10. e4—e5 | d6×e5 |
| 11. f4×e5 | Sf6—d7 |
| 12. Sc3—e4 | h7—h6 |

Ein grober Fehler wäre 12. ——— Se5×, wegen 13. Se6× mit Mattdrohung auf d8.

- | | |
|--------------|---------|
| 13. Lg5—h4 | Da3×a2 |
| 14. Tb1—b3 | Da2—a1+ |
| 15. Ke1—f2 | Da1—a4 |
| 16. Lf1—b5!? | a6×b5 |
| 17. Sd4×b5 | Lf8—c5+ |
| 18. Se4×c5 | Da4×h4+ |
| 19. g2—g3 | Dh4—d8 |
| 20. Dd2—d6 | Sd7×c5 |
| 21. Dd6×c5 | Sb8—a6 |

Nach 21. ——— Dd2+ hätte sich die ganze weiße Opferkombination wahrscheinlich als unzulänglich erwiesen.

- | | |
|-------------|--------|
| 22. Sb5—d6+ | Ke8—f8 |
| 23. Dc5—d4 | Lc8—d7 |
| 24. Tb3×b7 | Ld7—e8 |
| 25. Dd4—f4 | Kf8—g8 |
| 26. Th1—a1 | Sa6—c5 |
| 27. Ta1×a8 | Dd8×a8 |

Stellung nach dem 27. Zug von Schwarz

- | | |
|------------|-----|
| 28. Tb7—c7 | ——— |
|------------|-----|

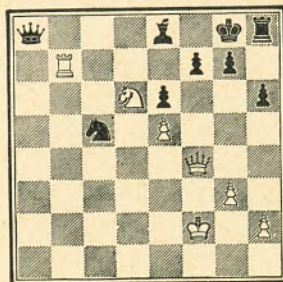
Mit der Doppeldrohung Tc5× und Tc8.

- | | |
|-------------|---------|
| 28. ——— | Da8—a5 |
| 29. Sd6×e8 | Kg8—h7 |
| 30. Se8—f6+ | g7×f6 |
| 31. Tc7×f7+ | Kh7—g8 |
| 32. Tf7×f6 | Sc5—e4+ |

Verzweiflung. Der schwarze König ist hoffnungslos eingekreist.

- | | |
|-------------|------------|
| 33. Df4×e4 | Th8—h7 |
| 34. De4—g4+ | Aufgegeben |

Wenn 34. ——— Tg7, dann 35. De6×+ und Schwarz wird matt.



Zusammenbruch in der Mitte

Königsindisch

Weiß: Schäfer (Deutschland)

Schwarz: Lipiniks (Argentinien)

(Semifinale der Fernschachweltmeisterschaft 1958)

- | | |
|-----------|--------|
| 1. d2—d4 | Sg8—f6 |
| 2. c2—c4 | g7—g6 |
| 3. Sb1—c3 | Lf8—g7 |
| 4. e2—e4 | d7—d6 |
| 5. Lf1—e2 | 0—0 |
| 6. Lc1—g5 | c7—c5 |
| 7. d4—d5 | Sb8—a6 |
| 8. g2—g4 | ——— |

Weiß will vom Fleck weg, ohne seine Entwicklung zu vollenden, dem schwarzen König zu Leibe, eine zweischneidige Strategie, weil sie dem Gegner die Chance gibt, im Zentrum aktiv zu werden.

- | | |
|------------|--------|
| 8. ——— | Sa6—c7 |
| 9. h2—h4 | e7—e6 |
| 10. f2—f3 | e6×d5 |
| 11. c4×d5 | h7—h6 |
| 12. Lg5—f4 | h6—h5 |
| 13. Sg1—h3 | ——— |

Und hier kam 13. g5 Sd7 14. Lg3 gefolgt von evtl. f4 stark in Frage.

- | | |
|------------|-------|
| 13. ——— | b7—b5 |
| 14. Sh3—f2 | ——— |

Oder 14. Lb5× Sb5× 15. Sb5× hg4× 16. fg4× Da5+ 17. Sc3 Se4× mit tödlichem Angriff.

- | | |
|------------|---------|
| 14. ——— | h5×g4 |
| 15. f3×g4 | b5—b4 |
| 16. Sc3—b5 | Sc7×b5 |
| 17. Le2×b5 | Dd8—e7! |
| 18. Lb5—c6 | ——— |

Stellung nach dem 18. Zug von Weiß

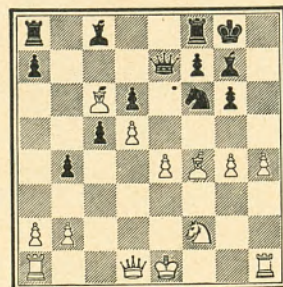
- | | |
|------------|---------|
| 18. ——— | Lc8×g4! |
| 19. Lf4×d6 | ——— |

Nach 19. Sg4× De4×+ wäre die weiße Stellung sofort kapitulationsreif.

- | | |
|------------|----------|
| 19. ——— | De7×d6 |
| 20. Sf2×g4 | Dd6—g3+ |
| 21. Sg4—f2 | Sf6×e4 |
| 22. Dd1—e2 | Se4×f2 |
| 23. De2×f2 | Ta8—e8+! |

Weiß gab auf.

Die Dame geht verloren: 24. Le8× Te8×+ 25. Kf1 Dd3+ 26. Ke2 Te2 oder 26. Kg1 Ld4.





Das wiederhergestellte Brandenburger Tor (Ostseite)

Berlin

Stalinallee, am Sonnabend, dem 7. März 1959: Auf den breiten Gehsteigen der festlich erleuchteten und beflaggten Ostberliner Prachtstraße, vorbei an den mit Spruchbändern und zahllosen Chruschtschow-Bildern ausgestatteten Schaufenstern, strömen Tausende zum Frankfurter Tor: Gegen 21 Uhr wird der sowjetische Ministerpräsident und KP-Chef, von der Leipziger Messe kommend, in der „Hauptstadt der DDR“ eintreffen und am östlichen Ausgang der Stalinallee zu „seinen lieben Berlinern“ sprechen.

Man hat es sich angelegen sein lassen, an diesem Samstagabend viele Tausende auf die Straße zu bringen — Musikkapellen, Soldatenchöre und Tanzgruppen sorgen für Unterhaltung, Fackelzüge bewegen sich auf den Fahrbahnen, ein prächtiges Feuerwerk wird abgebrannt: ein geschickt arrangiertes volksfestähnliches Treiben, das den politischen Zweck schmackhafter machen soll. Doch die Kehrseite: In den dunkleren Nebenstraßen und Innenhöfen halten sich — halb versteckt, halb drohend — starke Gruppen von Militär und Polizei bereit.

Beträchtlicher „spontaner Beifall“ erhebt sich, als der gedrungene Sowjetführer, geleitet von seinen Pankower Paladinen, die Rednerbühne besteigt. Dann hört man in Russisch und Deutsch die bekannten Berlinparolen: „Die Westmächte sollen abziehen, Westberlin soll ‚freie Stadt‘ werden, damit die Bevölkerung in Ruhe und Frieden ihrer Arbeit nachgehen kann. Die Sowjetunion und die DDR werden garantieren...“ Welche drohenden Absichten sich hinter diesen Worten verbergen, wissen wir.

Noch keine zehn Jahre . . .

In diesem Mai werden es zehn Jahre, daß die im Juni 1948 von den Sowjets über Westberlin verhängte Blockade aufgehoben wurde, daß dank der tapferen, unbeirrbaren Haltung der Westberliner und dank der alliierten Luftbrücke der Angriff auf die Freiheit Westberlins scheiterte. Noch ist dieses Jahrzehnt nicht ganz vorüber, da ist die Freiheit der 2 ½ Millionen Westberliner aufs neue schwer bedroht. Im Mai 1949 trafen nach fast einjähriger Blockade wieder die ersten Züge und Lastwagen aus Westdeutschland ein, im Mai 1959 läuft das russische Ultimatum ab, sieht sich Westberlin einer ungewissen Zukunft gegenüber.

Die Berliner haben während der Blockade eindrucksvoll gezeigt, wie hoch sie die Freiheit einschätzen; es dürfte kaum ein zweites Stadtvolk in Deutschland geben, das sich derart geschlossen und unerschütterlich trotz größter Entbehrungen gegen den sowjetischen Druck, gegen die Bedrohung seiner Freiheit gewehrt haben würde. Auch in der augenblicklichen ersten Situation darf man dem wachen politischen Verstand und den guten Nerven der Berliner vieles zutrauen — das haben die Wahlen zum Abgeordnetenhaus am 7. Dezember 1958 bestätigt: Man ist in Berlin nicht geneigt, sich etwas vormachen oder sich einschüchtern zu lassen. Mag auch die Erhaltung der freiheitlichen Ordnung in Westberlin letztlich von den Entscheidungen der drei Westmächte abhängen, ohne diese feste Haltung und den starken, opferbereiten Willen des Berliner Volkes zur Freiheit wäre die Insel Westberlin schon längst von der Landkarte verschwunden.



„Marx-Engels-Platz“ — der ehemalige Standort des Schlosses

Wir und Berlin

Wie stehen wir in Westdeutschland zu Berlin und seinem Schicksal? Gewiß wünschen wir, daß den Berlinern die Freiheit erhalten bleibe, gewiß tragen viele von uns das Abzeichen des Brandenburger Torres. Aber ist es damit getan? Was wissen wir überhaupt von dieser Stadt?

Berlin, die legitime deutsche Hauptstadt, ist weit abgerückt. Ein Besuch in der Viersektorenstadt ist lange nicht so verlockend und reizvoll wie eine Reise nach Paris, zudem hat man durchweg in Westdeutschland unbestimmte Vorstellungen von angeblichen Gefahren, die den Berlin-Reisenden bedrohen.

„Jeder Westdeutsche einmal nach Berlin!“ Dieses Werbemotto hat Berechtigung. Man mag es mir glauben: Wer, und sei es

nur für wenige Tage, den Fuß in die geteilte Stadt gesetzt hat, den fesselt sie, den nimmt sie ganz in Anspruch, der muß sich auseinander setzen mit ihrer Wirklichkeit, mit all dem Eindrucksvollen und Schmerzlichen, das ihm hier entgegentritt.

Berlin trägt ein faszinierendes Doppelgesicht: Am Brandenburger Tor, am Potsdamer Platz sieht man sich in erschreckender Deutlichkeit dem deutschen Nachkriegsschicksal gegenüber, von dem in Dortmund, Düsseldorf oder Frankfurt kaum etwas zu spüren ist. Hier, im Herzen der alten Hauptstadt, grenzen auf öden Straßen und Plätzen zwei Welten aneinander, wenige Kilometer nach Westen, am Kurfürstendamm, im Hansaviertel, ist das weltstädtische Gesicht Berlins neu erstanden, nehmen einen der Glanz, die

Atmosphäre der Weltstadt gefangen; und dann nur wieder wenige Kilometer östlich des Brandenburger Torres die kalte, unmenschliche Großartigkeit der Stalinallee, in deren endloser Weite man sich fremd und unbehaglich fühlt.

Diese Stadt läßt wohl keinen gleichgültig und unbeteiligt, diese Eindrücke vergißt man kaum mehr. Wer einmal in dieser Stadt weilte, wird ihr und ihrer Bevölkerung seine Anteilnahme, sein Interesse auch weiterhin erhalten. Darauf kommt es aber gerade in der gegenwärtigen bedrängten Lage Berlins an: Nicht nur das Abzeichen anstecken und meinen, damit genug für Deutschland und seine Hauptstadt getan zu haben, sondern aufmerksam und bewußt teilnehmen am Schicksal Berlins. Die Berliner brauchen unser Interesse, unsere Sympathie in ihrem Kampf um die Freiheit. Wer diese einmalige Stadt nicht mit eigenen Augen erleben kann, der sollte wenigstens sich einmal mit ihr beschäftigen, sich Kenntnisse und klare Vorstellungen von ihr verschaffen, über sie lesen — kurz, sich ein Bild zu machen versuchen. Das notwendige Interesse an Berlin erwacht dann von selbst, dessen bin ich sicher. Denn man bedenke: Es geht um die Freiheit von 2 ½ Millionen deutschen Menschen, es geht um Berlin als einen Ort der Hoffnung für 17 Millionen Deutsche in der Sowjetzone.

Vom Brandenburger Tor zum „Marx-Engels-Platz“

Das edle Bauwerk, das der Nachfolger Friedrichs des Großen als monumentalen Eingang zur Straße „Unter den Linden“ errichten ließ, ist zum schmerzlichen Symbol der deutschen Geschichte nach 1945 geworden. Was zum Tor bestimmt war, wurde zum Schlagbaum der widersinnigsten Grenze. Ein Tag jedoch — der 17. Juni 1953 — machte auf erregende und erschütternde Weise das verstümmelte, verwahrloste Bauwerk wieder zum Tor, als Ostberliner Arbeiter es durchschritten, in breiter Front, mit wehenden Fahnen . . . Die Grenze ist geblieben. Inzwischen aber zeigt sich das Brandenburger Tor wieder in nahezu alter Schönheit. Ostberlin restaurierte das Gebäude, Westberlin fertigte den Neuguß des bekrönenden Viergespanns, des Meisterwerks Gottfried Schadows. Vergißt man für einen Augenblick die Warntafeln und Kontrollposten, so kann man jetzt wieder die edlen Formen des Bauwerks genießen: Majestät und Würde, Vornehmheit, Schlichtheit und herbe Anmut — all jene Elemente des „besseren“ Preußen sind in diesem Torgebäude in vollendeter Harmonie vereinigt.

Gleich hinter dem Brandenburger Tor beginnen die „Linden“, Berlins ehemals so berühmte Prachtstraße. Sie bietet heute,

Sektorengrenze am Potsdamer Platz — Blick in die Leipziger Straße



besonders im oberen Teil, ein recht trostloses Bild: Einige der erhaltenen mächtigen Gebäude hat man für FDJ und FDGB wiederhergerichtet, sonst Ruinen, in einigem Abstand große, kahle Brandmauern, auf den abgeräumten Flächen Rasen, hier und dort langweilige Propagandapavillons, ein paar Autos, wenige Passanten.

Weiter unten hat sich das historische Gesicht der „Linden“ im großen und ganzen erhalten: Mit ihren ehrwürdigen Baudenkmalern, dem mächtigen Zeughaus, der weitläufigen Universität und der wiedererstandenen Staatsoper, bietet die hier platzartig weite Straße fast wieder den altgewohnten vornehm-großartigen Anblick.

Der Wiederaufbau des edlen friderizianischen Opernhauses ist eine schöne und dankenswerte Tat. Von einigen Entgleisungen abgesehen, hat man im Innern mit glücklicher Hand wieder den Geist des Rokoko beschworen. Auch darf man heute wieder die Staatsoper „Unter den Linden“ zu den besten deutschen Opernbühnen zählen. Sicherlich hat auch hier das Propagandastreben des Pankower Regimes Pate gestanden, doch darauf kommt es hier nicht an. Entscheidend ist die wohlgelungene Leistung des Wiederaufbaues und die durchweg hohe künstlerische Qualität der Aufführungen.

Es will einem nicht recht in den Kopf, daß dieselben Machthaber, die die Wiedererrichtung des Opernhauses befahlen, das Berliner Schloß abreißen ließen. Durch einen Seitenarm der Spree von den „Linden“ getrennt, dehnt sich heute auf dem einstigen Standort des Schlosses der unübersehbare „Marx-Engels-Platz“ als riesiges Aufmarschgelände für Demonstrationen und Kundgebungen.

Das Meisterwerk des genialen Barockmeisters Andreas Schlüter hatte durch den Krieg bei weitem nicht so gelitten, als daß es nicht mehr hätte erneuert werden können. Aber alle Proteste fruchteten nichts, aus ideologischen Gründen riß man in beispiellosem Vandalismus der Innenstadt das architektonische Herz aus dem Leib: Als Symbol der verderblichen Herrschsucht der Hohenzollern und der Ausbeutung des Volkes habe das Schloß keinen Platz mehr in der Hauptstadt eines sozialistischen Staates. Hastig verwirklichte man den barbarischen Plan: Die großartigen Fronten und Portale wurden gesprengt, für Filmaufnahmen zermahlten russische Panzer die kostbaren steinernen Figuren.

Heute steht eine öde, häßliche Tribüne am Rande des unförmigen, sich im Endlosen verlierenden Platzes, den man durch die Beseitigung des Schlosses „gewann“. Von ihr aus preisen die Führer der „DDR“ den zusammengetrommelten Massen ihren Sozialismus.



Im Hansaviertel

Vom Fischerdorf zur Weltstadt

Berlin ist von jeher eine gegenwartsfrohe Stadt gewesen. Die Vergangenheit war und ist hier weniger mächtig als in anderen alten deutschen Städten. Und doch gehört zum Kennenlernen Berlins auch ein Blick in seine Geschichte.

Dort, wo das Schloß stand, auf der von der Spree umflossenen Insel, ist die Keimzelle der 4-Millionen-Stadt. Als zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Hohenzollern Herren der Mark Brandenburg wurden, bestand hier schon seit Jahrhunderten die Doppelstadt Berlin-Cölln. Fischer und Kaufleute hatten sich an dem wichtigen Spreeübergang niedergelassen, ihre Siedlung nahm durch den Handel schnellen Aufschwung und eine bedeutende Stellung im hansischen Städtebund ein. Die Hohenzollern

machten — nicht ohne Gewalt — die blühende Handelsstadt 1470 zu ihrer Residenz und erbauten auf der Spreeinsel das erste Schloß. Schrittweise und planmäßig, in rechtwinkligen Straßenzügen, erweiterten der Große Kurfürst und der „Soldatenkönig“ das Stadtgebiet nach Westen und Osten. Dem soldatisch gesinnten Vater Friedrichs des Großen wird vor allem auch die bekannte endlos lange, schnurgerade Friedrichstraße verdankt, bezeichnenderweise als Marschierweg zum Exerziergelände des Tempelhofer Feldes, dem heutigen Zentralflughafen, angelegt. Mit der Eingemeindung ehemals selbständiger Städte wie etwa Spandau, Charlottenburg, Köpenick erreichte Berlin dann die heutige gewaltige Ausdehnung: 880 qkm — oder in Ruhrgebietsentfernungen ausgedrückt:

Eingang zur Stalinallee





Wohnblock in der Stalinallee

Ost-West-Erstreckung wie von Witten nach Duisburg, Nord-Süd-Ausdehnung wie von Recklinghausen nach Gevelsberg.

Großberlin wird gebildet von 20 Bezirken, von denen nur zwei keine Großstädte sind. Westberlin hat den rechtlichen Status eines Landes wie etwa Nordrhein-Westfalen. Seine höchsten Organe sind das Abgeordnetenhaus (Landtag) und der Senat mit dem Regierenden Bürgermeister an der Spitze (Landesregierung). Die eigentliche Verwaltung wird von den Bezirken (12 in Westberlin) besorgt, diese haben wie westdeutsche Städte Stadtverordnetenversammlung, Bürgermeister und mehrere Stadträte.

Berlin baut

Zur Stunde Null, als Stalin am 2. Mai 1945 die vollständige Eroberung der deutschen Hauptstadt bekanntgab, wies Berlin mehr Trümmer auf als ganz Bayern. Heute bemerkt man kaum mehr eine Ruine, abgesehen von einem mehr oder weniger breiten Streifen zu beiden Seiten der Sektorengrenze. Das Ausmaß der Zerstörungen läßt sich jedoch noch ungefähr abschätzen an den abgeräumten Flächen, die vornehmlich noch im Ostsektor das Straßenbild bestimmen, sowie an der Fülle des in den Westsektoren Neugebauten. Doch ist es wohl nicht so sehr die hohe Zahl der Westberliner Neubauten, die den Besucher beeindrucken, als vielmehr die neuartige Planung und Gestaltung einer kleineren Gruppe aus ihnen.

Wir denken dabei vor allem an das „Hansaviertel“. Dieses Gelände am Rande des Tiergartens war bis zu seiner Zerstörung

eines der typischen Mietskasernenviertel aus der Gründerzeit. Vorn zur Straße, hinterden aufwendig dekorierten Fassaden, die teuren Wohnungen, Seiten- und Querflügel bildeten dann mehrere enge, immer häßlicher und armseliger werdende Höfe — die bekannten Berliner Hinterhöfe, der makabre Tummelplatz der Figuren Heinrich Zilles. In einer solchen Berliner Mietskaserne lebten etwa 300 Menschen, vom reichen Kaufmann im Vorderhaus bis zur vielköpfigen Arbeiterfamilie im 3. Hof, 2. Eingang links, fünf Treppen hoch. Im Berliner Norden gab es sogar Mietskasernen mit sechs Hinterhöfen, in denen etwa tausend Menschen „wohnten“.

Dies muß man sich vergegenwärtigen, um den tiefgreifenden Wandel vom Hansaviertel des Jahres 1939 zu dem von 1958 zu ermessen. Architekten aus vielen Ländern bauten im Hansaviertel „die Stadt von morgen“. Zwischen ausgedehnten Grünflächen verteilen sich in lockerer Form einige stabförmige Hochhäuser, einige kastenartige, große Wohnhäuser und viele ein- und zweigeschossige Bauten. Ein farbenfreudiges, kontrastreiches und doch auch wieder ruhiges Bild entrollt sich: Jedes Gebäude, ob hoch oder niedrig, ist anders, hat seine eigene, meist sehr originelle, eigenwillige Gestalt; überall heitere, helle Farben, die schön zum Grün des Rasens und der Bäume und Sträucher passen. Das hier abgebildete 10geschossige Wohnhaus hat leuchtendblaue Balkonbrüstungen, die in dem feinen, weißen Netz der Stützen zu schweben scheinen, so daß der große Bau eine spielerische Leichtigkeit gewinnt.

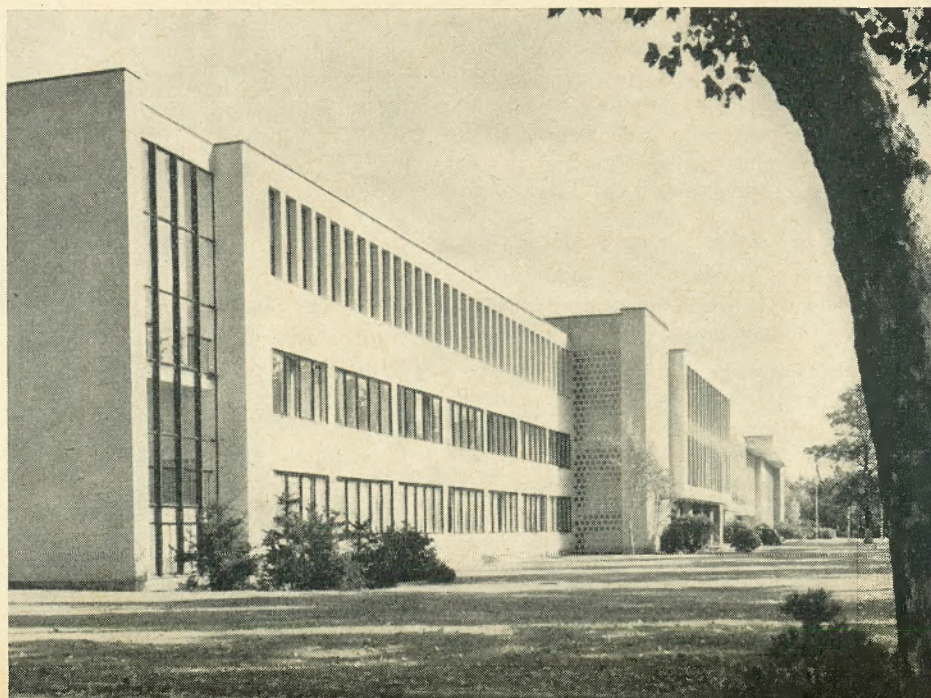
Ein angenehmes Wohnen: Licht und Luft kommen reichlich in diese Wohnungen, von Staub und Lärm ist kaum etwas zu spüren, dazu wohnt man sehr zentral in diesem parkähnlichen Großwohnviertel —

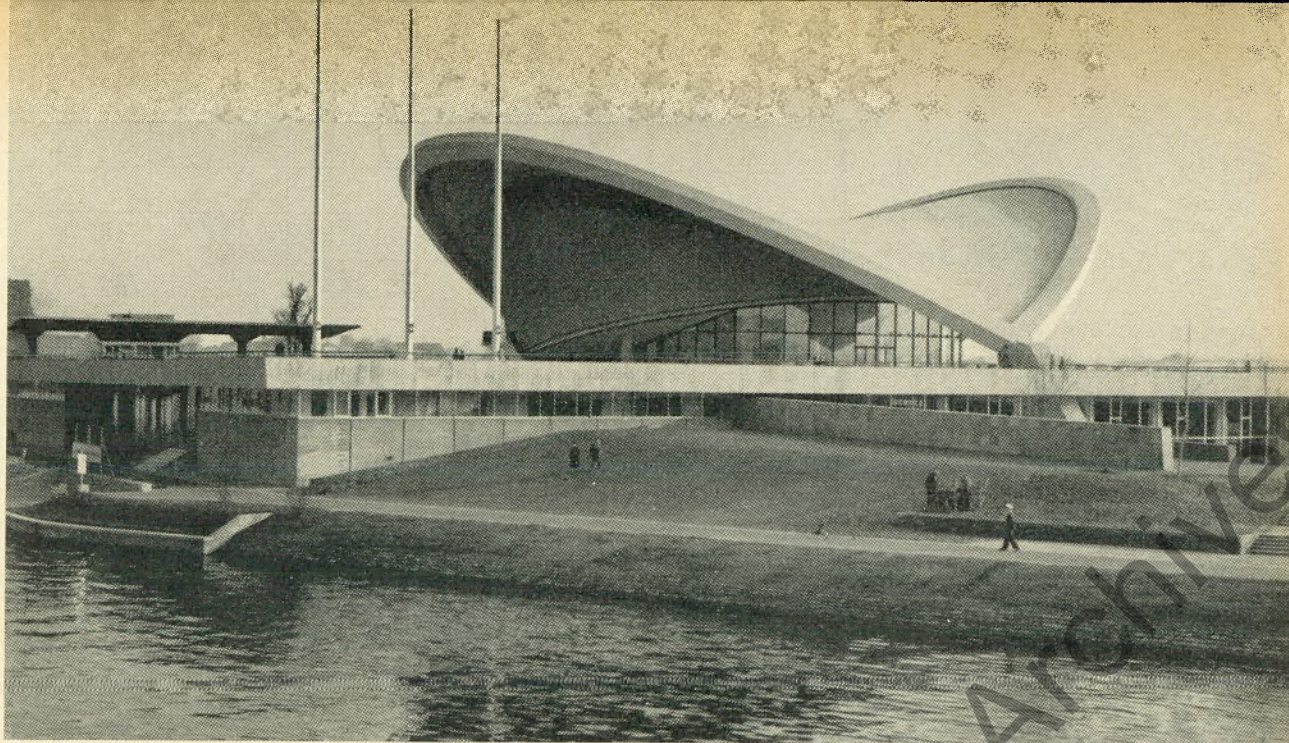
ein beispielhaftes Muster für den modernen Städtebau. Überdies sind einige dieser Bauten meisterliche Werke der modernen Baukunst — einfallsreich, lebendig gegliedert, bei aller Größe und Mächtigkeit elegant und wie aus einem Guß geformt. Wie aber baut man in Ostberlin? Ein Wohnblock in der Stalinallee. Die völlige Andersartigkeit dieser Architektur springt sofort ins Auge: Diese Fassade wirkt schwer, massiv, gleichsam dickflüssig, zugleich klobig und steif, ohne jede Spur von Eleganz. Kleine Fenster wie angeklebte Erker und Balkone, viele Säulen und Säulchen, noch mehr Gesimse, leblos-langweilige Ornamentfelder, dazu alle Flächen mit weißlichen Kacheln verkleidet — ein bestürzender Anblick. Mögen diese Gebäude sich erst in erdrückender Wucht für gewaltig und großartig ausgeben, so merkt man doch bald, welche hilflose architektonische Stümperei hier am Werke war: Der Bau ist nicht als ein Ganzes gestaltet, sondern scheint wie aus kleinen und kleinsten Teilen zu einer fatalen Großartigkeit zusammengesetzt, um nicht zu sagen: zusammengewürfelt.

Ist dies die Architektur, die von Macht und Größe des „Arbeiter- und Bauernstaates“ überzeugen soll? Die Bauten der Stalinallee erfüllen diese Aufgabe — aber auf andere Weise, als es die Erbauer wollten. Mit ihrem kalten Prunk, ihrer seelenlosen, erdrückenden Gewaltigkeit entlarven diese Gebäude den wahren Charakter des Staates, dessen machtvoller Ausdruck zu sein sie vorgeben.

Kehren wir hinter die Sektorengrenze zurück. Unweit der Ruine des Reichstages, am Ufer der Spree, errichtete der amerikanische Architekt Stubbins die *Kongreßhalle*. Dieses höchst originelle Bauwerk hat sich viele Vergleiche gefallen lassen müssen: „Raumschiff“, „Auster“, oder in

Die „Freie Universität“ in Westberlin





Kongreßhalle an der Spree

Fotos: Landesbildstelle Berlin

berlinischer Selbstironie: „die große Klappe“. Übrigens, dies ist überhaupt ein liebenswerter Zug am Berliner Volk: ungewöhnlichen Dingen in ihrer Stadt witzige Spitznamen beizulegen. Mit Spott oder Geringschätzung der Kongreßhalle hat das nichts zu tun, nur läßt sich der Berliner nicht gern beeindrucken, falls er aber nicht anders kann, als beeindruckt zu sein, so verbirgt er dies gern, oft durch diese Spitznamen.

Auf einer ausgedehnten Plattform, die zahlreiche Tagungs- und Ausstellungsräume enthält, liegt die eigentliche Halle mit dem mächtigen, schwingenden Dach wie ein großer Schmetterling. Man meint, ohne die Verankerung in der Plattform müßte das flügelähnliche Dach davon-schweben, so leicht und elegant ist der mächtige Beton geformt. Es ist ein optisches Abenteuer von großem Reiz, in einiger Entfernung um dieses Gebilde herumzuwandern: Das originelle Dach bietet dann mit jedem Schritt einen andern, überraschenden Anblick. Das Innere zeichnet sich vor allem durch eine fabelhafte Akustik aus.

Die Stadt der Theater

Keine andere deutsche Stadt hat sich in den letzten Jahrzehnten so dem Theater verschrieben wie Berlin. Theaterkunst — das war in Berlin schon früh nicht nur ein Luxus für die „oberen Zehntausend“, sondern Sache der ganzen Bevölkerung, vor allem auch der Arbeiter. Die Theaterkritik war dem Berliner fast das Wichtigste in seiner Zeitung. Die Berliner stellen ein nahezu ideales Publikum dar: vorurteilslos, sehr kritisch, aber auch ebenso begeisterungsfähig, welche Eigenschaften sich aber

mehr auf der Galerie als im Parkett bemerkbar machen. Wen nimmt es da wunder, daß sich bei dieser Theaterfreudigkeit des Berliner Volkes die angeblich so „preußisch-nüchterne“ Stadt schnell zum führenden Theaterort Deutschlands, ja Europas entwickelt hat.

Höhepunkte dieser Entwicklung waren die Jahre vor dem ersten Weltkrieg und vor allem die berühmten „zwanziger Jahre“. Max Reinhardt, Otto Brahm, Josef Kainz, Werner Kraus — eine fast endlose Reihe bedeutender Namen ist mit dieser glanzvollen Theaterreife verknüpft. Die Schauspiele Ibsens, Strindbergs, Gerhart Hauptmanns trafen von den Berliner Bühnen ihren Siegeszug an. Wessen Stück in Berlin Erfolg hatte, der hatte schon die Theater von Wien und Paris erobert.

Die widrigen politischen Verhältnisse nach 1945 konnten an der Theaterfreudigkeit der Berliner nichts ändern. Zwar ist der Glanz von damals nicht wiedergekehrt, doch darf Berlin heute wieder mit Recht die Theaterstadt Deutschlands heißen. In Großberlin spielen heute drei Opernhäuser und mehr als fünfzehn Schauspielbühnen. Aber nicht nur diese Zahl ist erstaunlich, weit mehr sind es die durchweg hervorragenden Leistungen, die jede, auch die bescheidenste und primitivste Bühne hervorbringt. Im Westen das Schiller- und Schloßparktheater, im Osten vor allem das „Ensemble am Schiffbauerdamm“ mit seinen Brecht-Aufführungen — man erlebt in Berlin wieder ausgezeichnete, meisterhafte Theaterkunst.

Und noch etwas Erfreuliches: Mag die unselige Spaltung der Stadt auch nahezu alle Lebensbereiche Berlins beeinträch-

tigen, im Theaterleben ist der Riß kaum zu spüren. Heute geht man ins „Theater am Kurfürstendamm“, morgen in die Staatsoper „Unter den Linden“. Man bezahlt nur mit zweierlei Geld.

Die „Freie Universität“

Im Westberliner Villenort Dahlem ist die jüngste deutsche Universität entstanden, die „FU“. 1948 verließen eine Anzahl von Professoren und Studenten die alte Berliner Universität „Unter den Linden“ (heute nach ihrem Gründer Wilhelm von Humboldt benannt), um der wachsenden Unfreiheit von Wissenschaft und Studium zu entgehen. In primitivsten Verhältnissen nahm man damals in einer alten Villa in Dahlem oder in den Wohnungen der Professoren den neuen Lehrbetrieb auf. Heute, nach ihrem zehnjährigen Bestehen, sind je Semester etwa 12000 Studenten an der „FU“ eingeschrieben. Dank einer großzügigen Spende der amerikanischen Ford-Stiftung konnte man das weitläufige Hauptgebäude mit Bibliothek und großen Hörsälen errichten. Der langgestreckte Bau, dessen blendendes Weiß sich schön vom Grün der Umgebung abhebt, ist das Musterwerk für zweckmäßigen und form-schönen, modernen Universitätsbau. Es ist ein höchst schwieriges und dornenvolles Unternehmen, in unsern Tagen eine Universität gleichsam „auf der grünen Wiese“ zu gründen. Daß es in Dahlem gelungen ist, wird sicherlich zu einem wesentlichen Teil der amerikanischen Hilfe verdankt, doch ist diese Leistung nicht denkbar ohne den zähen und unbeirr-baren Aufbauwillen Berlins, ohne seinen Willen zur Freiheit auf allen Lebens- gebieten.

Fritz Endemann

Das Rätsel

Lösungen aus dem Aprilheft

Lösung des Silbenrätsels

1. Donnerstag, 2. Einstein, 3. Robinson, 4. Blockfloete, 5. Rechtsanwalt, 6. Akustik, 7. Vaseline, 8. Einleitung, 9. Maubeuge, 10. Aussteuer, 11. Nesthaekchen, 12. Narzisse, 13. Draufgaenger, 14. Emilie, 15. Nagellack, 16. Kastanie, 17. Terzett, 18. Anstand.
„Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“

Lösung des Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Hel, 4. Enare, 8. EZU, 11. Puter, 12. Ede, 13. Niete, 14. Tag, 15. Asega, 16. nie, 18. Gau, 19. mit, 21. Igel, 23. Derne, 26. Guß, 28. Ner, 29. Orleans, 31. Nut, 32. Trense, 34. Zeiger, 36. Ith, 37. Inn, 38. null, 41. Erika, 44. Grog, 47. Ire, 48. Rasen, 49. Abo, 50. Ilm, 52. Eck, 54. Eta, 55. Aalst, 57. aer, 59. Creme, 60. Tee, 61. Altan, 62. Arm, 63. Atoll, 64. wer.
Senkrecht: 1. Hut, 2. Etägere, 3. legal, 5. Nessel, 6. ade, 7. Regina, 8. enig, 9. Zeitung, 10. Ute, 17. Sintenis, 20. Estragon, 22. Ger, 23. Dreher, 24. Relais, 25. Enzian, 27. Sue, 29. Ost, 30. Sen, 33. Nil, 35. ing, 39. Ur, 40. Leiter, 42. Rabatt, 43. Kessel, 45. Rakete, 46. Ob, 51. Lamm, 53. Calw, 54. Era, 56. Leo, 58. rar.

Unser Pfingstkreuzworträtsel

Vorbemerkung: In den durch Pfeile gekennzeichneten vier senkrechten Reihen muß eine Mahnung zum Pfingstfest erscheinen.

Waagerecht: 1. Familie der Schmetterlinge, 5. der russische . . . -See ist der viertgrößte der Erde, 9. Kegelschnitt, 13. Frauenname, 14. Verbindung zwischen Erie- und Ontariosee, 15. lateinisch: Werk, 16. Zeichen für Neon, 17. Zeichen für Lithium, 18. türkische Stadt, 20. türkische Stadt, 22. Frohgefühl, 23. Fluß in Ostpreußen, 24. Abkürzung für einen Teil der Bibel, 25. Schmuckstein, 27. Wasserstrudel, 28. ägyptische Göttin, 30. Schall, 32. französisch: Straße, 34. Huftier, 35. biblische Stadt, 36. Gesamtheit, 39. Geben auf Wechselseitigkeit, 41. Ablehnung, 43. Kante, 44. Zeichen für Radium, 45. heiliges Wort der Inder, 46. Rahm, 47. Abkürzung für eine Himmelsrichtung, 48. Sammler und Komponist von Volksliedern, 49. Wassermasse, 50. europäische Hauptstadt, 52. Zeichen für Titan, 53. altrömischer Beamter und Offizier, 54. Bindemittel für Konditorwaren und Pillen, 57. Fürwort, 58. spanischer Hochadliger, 59. Meerjungfrauen, 62. das Bestehen, 63. arabisch: Vater, 64.

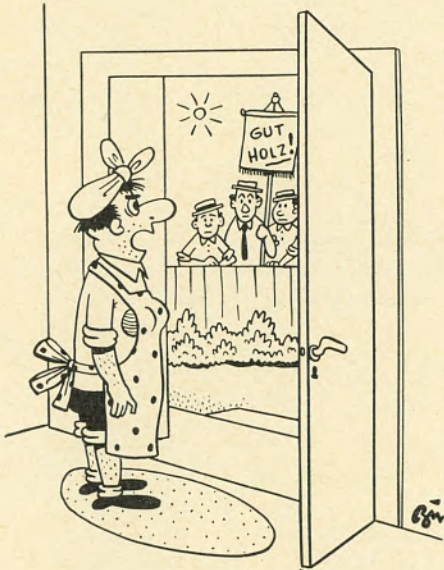
Tabak, 66. persönliche Würde, 69. ausgestorbenes Rind, 70. Faultier, 71. Kreditseite des Kontos, 72. afrikanischer See, 75. Bodenerhebung, 78. Gesangswerk, 80. Kobold, 81. Feldsalat, 82. französisch: und, 83. französischer Artikel, 84. Stadt in Griechenland, 85. biblischer Frauenname, 86. Schwertlilie, 89. Durchscheinbild, 91. Getreidepflanze, 93. spanische Landschaft, 96. Astrolog Wallensteins, 97. Zeiteinheit, 99. Kriechtier, 100. Bosheit, 101. griechischer Buchstabe, 102. abgelaichter Hering, 103. Tanz, 106. Bergstock in der Schweiz, 107. Norne, 108 türkisch: Ungläubiger, 110. zu Ende, 112. griechische Insel, 113. Ertrag, 114. Kamerad, 115. Herrscherschicht im alten Peru, 116. Tonart, 117. Geistesranke, 118. Nebenfluß der Oder.

Senkrecht: 1. Anlage zur Gewinnung von Salz, 2. Flächenmaß, 3. Kopffüßer, 4. Frauenname, 5. Roman von Wieland, 6. Teil des Wagens, 7. Papagei, 8. fettartige Masse, 9. italienischer Strom, 10. Nebenfluß der Maas, 11. nordisches Göttergeschlecht, 12. ohne Inhalt, 19. la-

teinisch: Sache, 21. amerikanisches Nachrichtenbüro, 26. Berg im Böhmerwald, 29. Nachkomme, 31. Gebetsschluß, 33. zeitgenössischer Komponist, 37. Schuppen, 38. blütenlose Pflanze, 40. der böse Geist, 42. Geliebte des Zeus, 45. Platz, 51. Frauenname, 55. Schwimmvogel, 56. Kohleprodukt, 57. Laubbaum, 60. Zeichen für Natrium, 61. bloß, 62. Kartenspiel, 65. kroatischer Physiker, 67. Vorschlag, 68. deutscher Ägyptenforscher und Romanschriftsteller, 73. Zeichen für Argon, 74. erste Note der italienischen Reihe, 75. schmales Gewebe, 76. Südosteuropäer, 77. südafrikanische Antilope, 78. Frauenname, 79. Stockwerke, 81. Vorsilbe: zurück-, 83. Juraerdformation, 87. Höhenzug zwischen Weser und Leine, 88. persischer Frauenname, 90. General im Dreißigjährigen Krieg, 91. Seebad auf Florida, 92. italienisch: ja, 94. Beamtentitel, 95. Mißgünstiger, 98. Nährmitteleinheit, 104. Gefäß, 105. Singstimme, 106. französisch: König, 108. Wurfstab, 109. großes Handelsunternehmen, 111. Gewässer.

VATERTAG

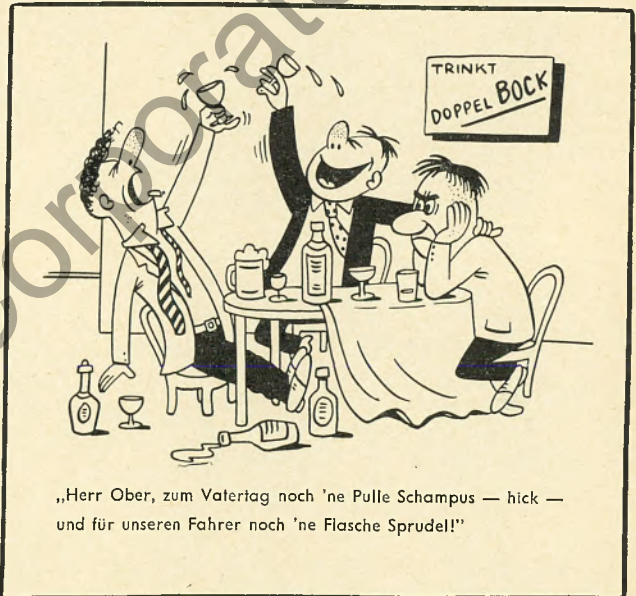
ERLEBT MIT H.J. BUNDFUSS



Der Feigling:
„Mein Mann kann nicht mit, er ist krank!“



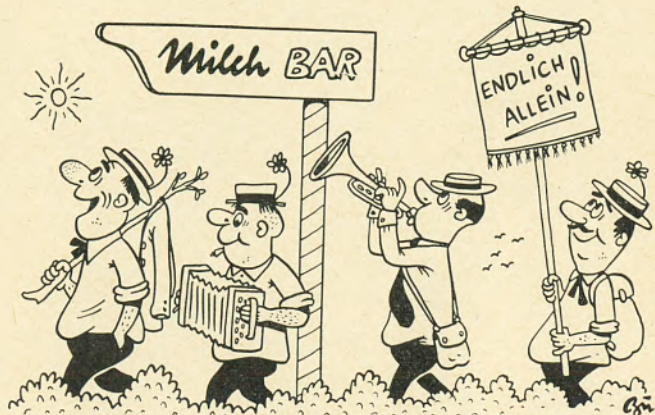
„Meine Frau hat meine Anzüge eingeschlossen,
damit ich nicht mitmachen kann!“



„Herr Ober, zum Vatertag noch 'ne Pulle Schampus — hick —
und für unseren Fahrer noch 'ne Flasche Sprudel!“



„Rate mal — hick —, ob's schön war!“



Wovon Frauen am Vatertag träumen



Der Hüttenkieker

Oft gefährlich im Betriebe
(wer hat's nicht schon ausprobiert?)
ist, wenn man bestrebt zu bessern
und dann über-organisiert!
Gescheit bleibt, wer bei solchen Plänen
den und den zu Rate zieht,
weil man, ob's gelingen werde,
schon an den Gesichtern sieht:
Lang und sauer wird die Miene
dessen, der entfernt nur ahnt,
daß ihm unbequem sein könnte,
was zu ändern da geplant.
Einer, der nicht überzeugt ist,
zeigt nur mäßig sich aktiv,
voller Sehnsucht nach dem alten
Zustand — und dann geht es schief.

Doch wer nur im alten Trott
weilerschlurft, gehört zum Schrott!

Denken ist bekannterweise
etwas, dazu braucht man Glück.
Lehrreich wirkt dazu ein Beispiel
(liegt noch gar nicht weit zurück):
In die Kirche strebt am Sonntag
eine Frau im schönsten Staat,
die bereits auf kleiner Flamme
Mittagessen stehen hat.
Statt Gesangbuch aus der Tasche
zieht sie was, das rot und weich.
Und sie stürzt entsetzt nach Hause:
„Was schmort da? Es kocht schon gleich!“
So geht's dem, der im Betriebe
nicht zusammenhält den Kopf:
brockt sich ein 'ne schöne Suppe,
kocht's Gesangbuch mit im Topf!

Wenn ein hübsches, junges Mädchen
denkt: „Gleich geh ich zum Friseur“,
auf's Diktat zu konzentrieren
sich, fällt ihr dann herzlich schwer.
Und zu Recht trifft sie der Vorwurf:
„Wann hab ich in aller Welt
unter den Minette-Proben
„Montbijou-Frisur“ bestellt?“
Wie beliebt ein Chef, der dann nicht
brüllt: „Wie kommen Sie mir vor?“,
der statt dessen kleine Schwächen
weise rügt und mit Humor.
Der Betrieb floriert am besten,
dessen Chef bewiesen hat,
daß er im Beruf ein Könner,
menschlich aber Großformat.

Wer das recht bedenkt, sieht ein:
Leicht ist's auch nicht, Chef zu sein!

Ein Verbesserungsvorschlag lohnt nicht,
wenn ein Mann mit kühnem Mut
Hütten-Satellitenbahnen
in den Raum berechnen tut.
Keiner kann ja kontrollieren,

wie was um die Sonne fliegt.
Laßt die Prämie uns verdienen
drum mit dem, das näherliegt!
Hör'n wir Sonntag abends Radio
noch 'ne Stunde, schon im Bett,
bei „Spionage“ sich zu gruseln,
ist dann ganz besonders nett.
Bataillone „Kriminaler“
stellen, wenn er auf der Flucht,
mit Pistolen, Knarren, Hunden
den Spion, der lang gesucht.
Meistens geht's dabei um Pläne,
die der Kerl (fotokopiert)
knackt und klaut, und die er heimlich
dann ins Ausland transportiert.
Das geschieht nicht nur im Kriege,
ist auch jetzt hochaktuell:
Und nach unseren Rezepten
verdient die Konkurrenz dann schnell,
Werkspione zu entlarven,
ganz gewiß ist das nicht leicht,
ob in „Krimis“ auch, wie's zu machen,
und im Film wird vorgezeigt.

Da kriegt man noch manches mit,
wie zum Beispiel Nitribitt!

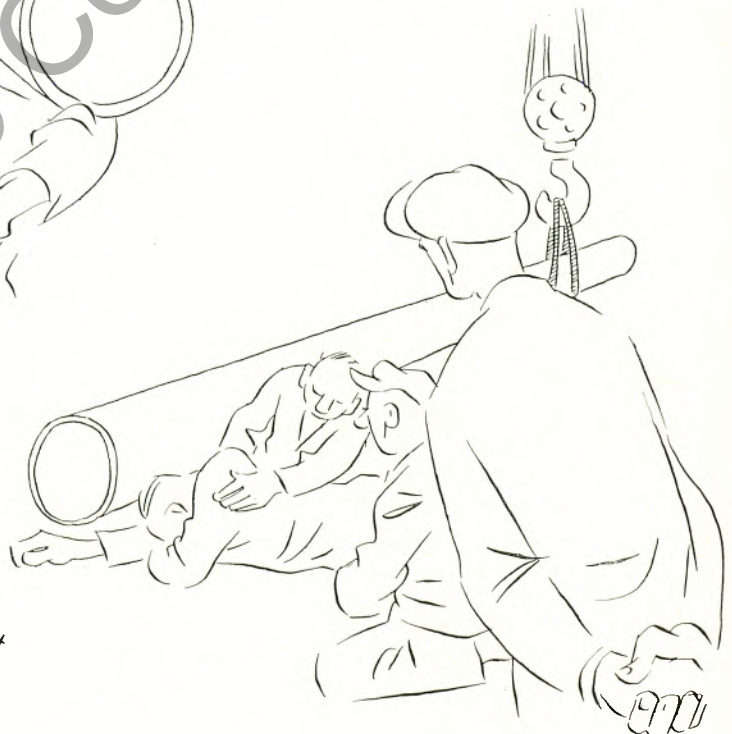
Wird das Leben draußen kälter,
halt dir doppelt warm das Herz,
oder reagier das Grauen,
packt's dich, ab durch einen Scherz!
Elektronen-Großgehirne
drängen dich auch nicht ins Grab,
denn sie sollen dich entlasten,
nehmen dir ja Arbeit ab.
Alles können sie „behalten“,
was dein armer Kopf vergaß...
„Eisenengeln“ zu befehlen,
Robotern — auch das macht Spaß.
Liest man, daß ein Tachometer
Briefträgern wird „angebaut“,
fragt man: „Warum kriege ich nicht
so was, wenn man mir nicht traut,
daß ich heute mit 40 Sachen
hinterm Autobus gekeucht,
weil der Fahrplan so, daß — komm ich —
mir der Anschluß grad entfleucht?!“
Ja, in Theorie und Praxis
ist so'n Fahrplan zweierlei.
Jedesmal hofft man vergebens,
daß der neue besser sei.
Helfen denn Gesundheitsregeln,
(„Leb bedächtig, ohne Hast...“)
dem, der unentwegt muß zittern,
daß den Anschluß er verpaßt?
Da die rechte Lösung finden,
das ist ein Kolumbusei!
Nur nicht an den Feiertagen...
Viele hat diesmal der Mai.

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'.



LAPPES

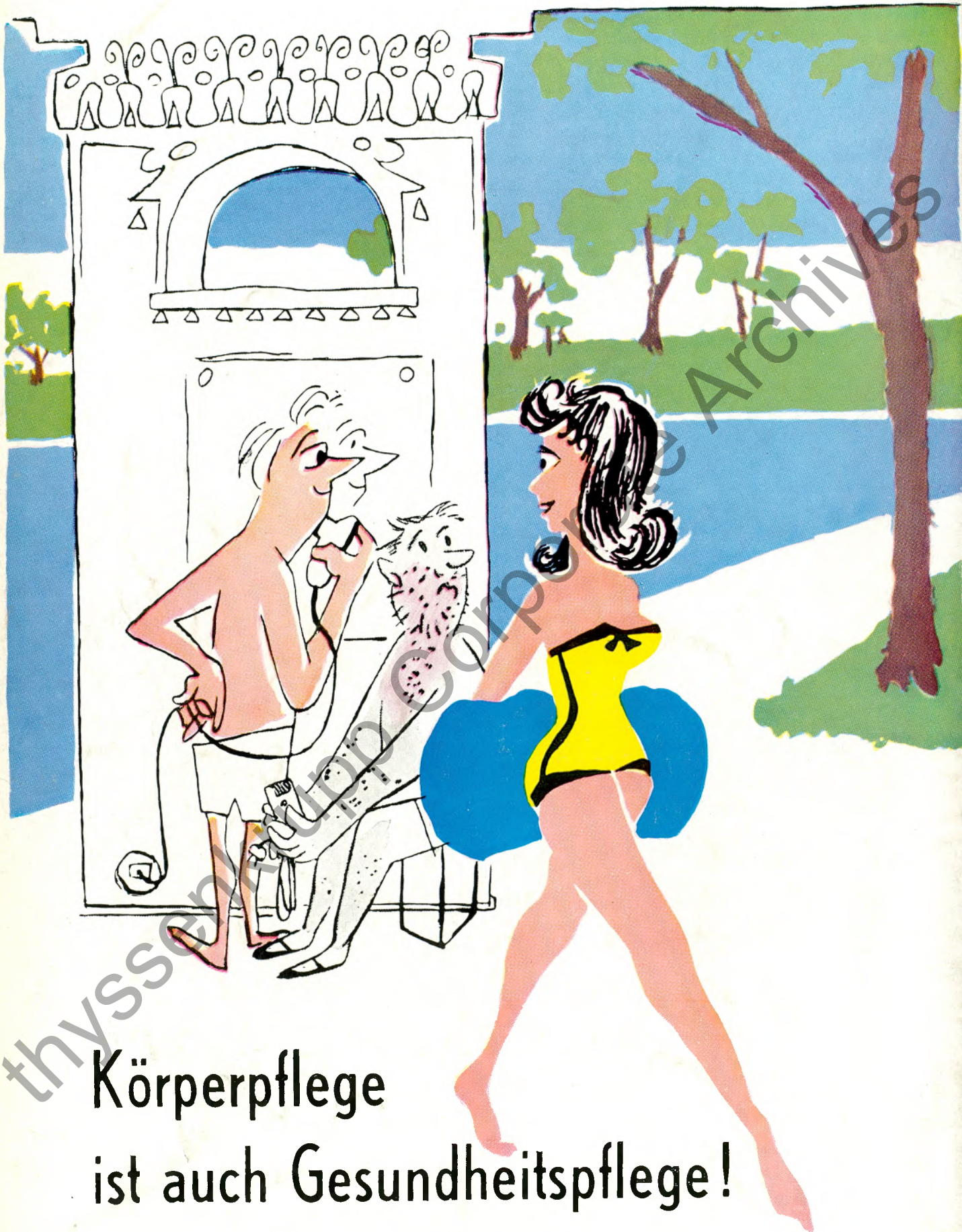
AUS'M MARTINWERK



Wer vom Transport nicht viel versteht
am besten seines Weges geht.
eh' er mit soviel Unbedacht
sich an schwer'ge Dinge macht

Er bringt das ist doch jedem klar
sich und andere in Gefahr
ein jeder denk an seine Pflicht
mit Menschenleben spielt man nicht

H. K. 111



Körperpflege
ist auch Gesundheitspflege!